



GUTE GESCHICHTEN

GUTES LEBEN

Gute Geschichten – Band 2
lesen, vorlesen und erzählen

familien^v
Der Katholische
Familienverband

Geschichten sind ein kostbarer Schatz!

Sie haben die Kraft, uns innerhalb kürzester Zeit in andere Welten zu entführen. Oft sind sie so spannend, dass man sie in einem Zug durchlesen muss, oft so lustig, dass man sich vor Lachen den Bauch hält. Dann gibt es Geschichten, die stecken voller Weisheiten und Erfahrungen, die für ein gutes Leben wertvoll sind und solche, die durch ihre Schönheit und Fantasie berühren.

So richtig gemütlich wird es, wenn eine Geschichte von jemandem vorgelesen oder erzählt wird, weil nichts schöner ist, als gemeinsam zu staunen, zu lachen und mitzufiebern. Genießen Sie die Vielfalt der Erzählungen, die wir für unseren zweiten „Leseband“ ausgewählt haben und überlegen Sie, wem Sie welche Geschichte vorlesen, erzählen oder zum Lesen weitergeben wollen.

<i>Kunterbunt für Kinder</i>	Das Bett im Baum	3
	Die Hamsterhöhle	5
	Der Rabe und die Maus	6
	Die Riesenschnecke	7
	Warum im Wald wieder Ruhe herrscht	8
	Wie kommt die Rakete auf das Osterei?	10
	Serafina, das Wunderkind, oder Kabuddel-Kabimm	12
<i>Geschichten von Jana</i>	Kaugummikopf	14
	Das Gewinner-Ei	17
	<i>Sagen/Legenden</i>	Die heilige Notburga
Die Geisterkirche im Achensee		21
Die Opferkerze von Lavant		22
Die Speckseite im Roten Turm		23
<i>Märchen/Geschichten</i>		Warum Gott die Zwetschgen, die Äpfel und die Birnen schuf
	Unsere Sonne	25
	Von der alten Frau, zu der der liebe Gott auf Besuch kam	26
	Die beiden Nachbarinnen	28
	Da lachte die Fee	30
	Der Geist der Erde	32
	Der junge Alte	33
	Der größte Schatz	34
Ein Krug Wasser	36	
Die alte Frau und der Tod	38	

Das Bett im Baum

Der kleine graue Bär Matthias wohnte in einem Baumhaus am Ufer eines Teiches. Er wohnte schon lang darin. Vorher hatte es einem Dachs gehört. Es war ein sehr behagliches Baumhaus und hatte auch noch drei gemütliche Räume unter der Erde, zwischen den Wurzeln des Baumes. So hatte es der Bär im Sommer schön kühl und im Winter angenehm warm.

Eines Tages bekam Matthias Besuch aus Australien! Es war Curtis, der Koalabär, der langjährige Brieffreund von Matthias. Curtis wurde in einem der Zimmer unter der Erde einquartiert. Er fand alles sehr aufregend und interessant, denn hier war vieles ganz anders als in Australien. Matthias führte ihn jeden Tag herum und zeigte ihm die Gegend. Sie machten lange Spaziergänge durch den Wald und plauderten mit allen Tieren, die hier lebten. Am besten gefiel Curtis der Nadelwald. Er liebte den würzigen Duft der Fichten und Tannen.

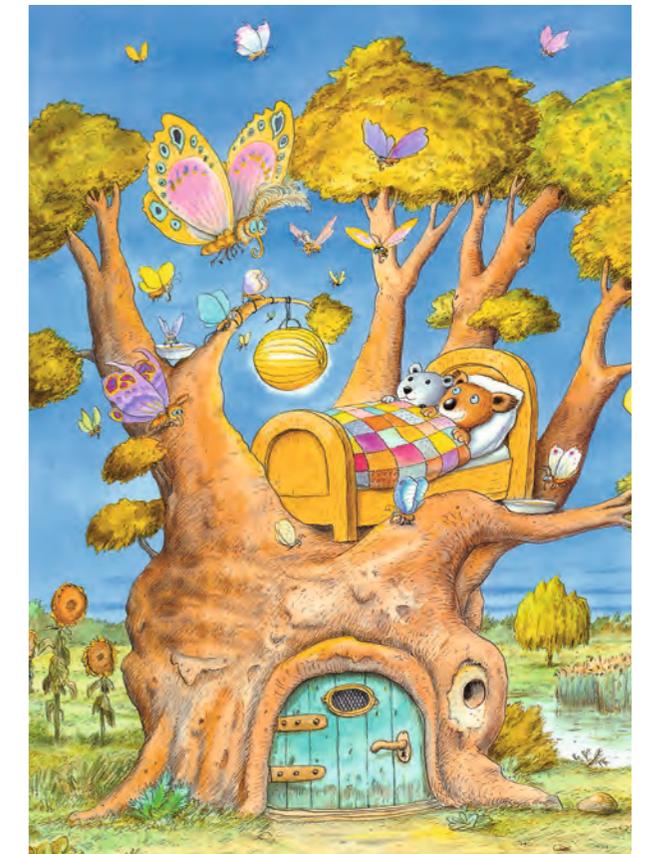
Einmal kletterten sie auch einen Berg hinauf und statteten der Braunbärfamilie einen kurzen Besuch ab. Und noch weiter oben besuchten sie die Murmeltiere, mit denen sich Curtis besonders gut verstand.

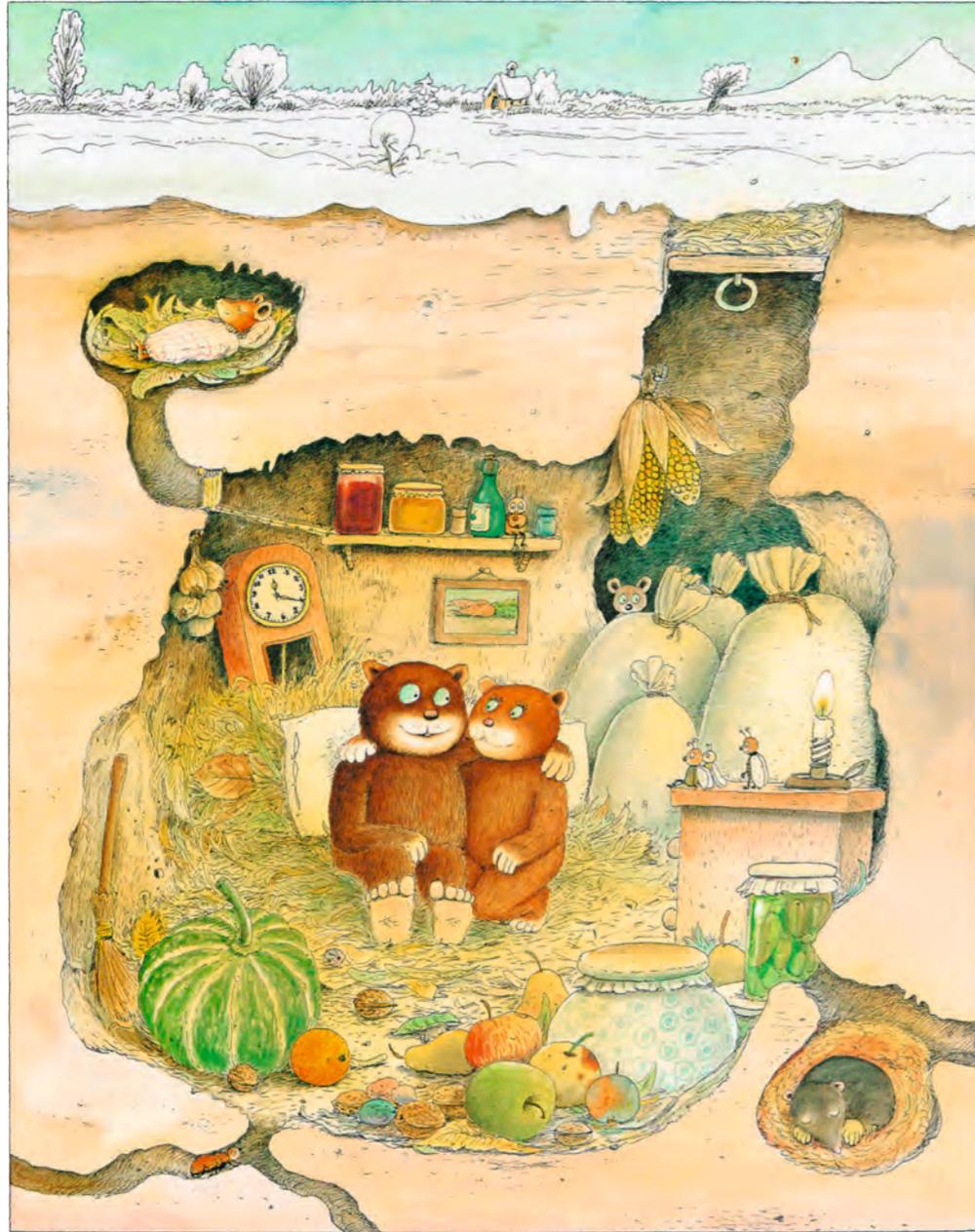
Als der Tag der Abreise sich näherte, wollte Matthias Curtis noch eine besondere Überraschung bereiten. Am vorletzten Tag von Curtis' Aufenthalt zerlegte Matthias sein Bett und baute es zwischen den Ästen des Baumhauses wieder zusammen. Curtis half ihm dabei und fragte immer wieder, warum er das mache. Aber Matthias tat geheimnisvoll und verriet nichts. Am Abend stellte er noch zwei Gefäße mit Honigwasser in die Baumkrone und hängte eine Laterne auf. Dann forderte er Curtis

auf, sich neben ihn ins Bett zu legen. Sie deckten sich zu und warteten. Bald darauf kamen die ersten Schmetterlinge herangeflogen. Das Licht und der süße Duft des Honigwassers hatten sie angelockt. Matthias und Curtis schauten mucksmäuschenstill den wunderschönen Schmetterlingen zu.

Die Überraschung war gelungen. So nahe hatte der Koalabär noch nie zuvor so viele schöne Schmetterlinge gesehen!

Erwin Moser





Die Hamsterhöhle

Herr und Frau Hamster verbringen den Winter in ihrer gemütlichen Erdwohnung. Den Sommer über, bis in den Herbst hinein, hatten sie fleißig Vorräte für die kalte Jahreszeit zusammengetragen. Da gab es: vier Säcke voll Korn, Maiskolben, Marmelade, Äpfel, Nüsse, Gurken, einen dicken, runden Kürbis und vieles mehr.

Die Hamsters waren wirklich bestens für den Winter gerüstet! Herr Hamster hatte auch genügend Stroh in die Höhle gebreitet, damit sie auch schön warm und weich darauf liegen konnten. Noch bevor der erste Schnee gefallen war, hatte Herr Hamster die Falltür am Höhleneingang sorgfältig verschlossen.

Damit es ihnen während der langen Wintermonate nicht langweilig würde, hatten sie einige Untermieter bei sich aufgenommen: zwei Mäuse, drei Motten, eine Obstfliege, einen Käfer und einen Maulwurf.

Herr Hamster war ein leidenschaftlicher Geschichtenerzähler. Er konnte stundenlang erzählen, ohne müde zu werden. Frau Hamster bewunderte ihren Mann sehr, obwohl sie seine Geschichten schon in- und auswendig kannte. Gerade eben erzählte er folgende Geschichte:

„Einmal, vor vielen Jahren, kam ich bei meinen weiten Wanderungen in die Wüste. Ich wollte meinen guten alten Freund, den Hamster Rudolf, besuchen. Der lebte damals in Südafrika. Ich dachte, ich geh quer durch die Wüste, Südafrika kann so weit gar nicht sein. Denkste! Drei Tage war ich schon unterwegs und noch immer war keine Spur von Südafrika zu sehen. Ich hatte einen riesigen Durst bekommen und fürchtete schon, umkommen zu müssen, denn

die Wüste ist ein Land, wo es kein Wasser gibt. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und begann, nach Wasser zu graben. Ich grub und grub – immer tiefer kam ich in die Erde hinunter –, aber Wasser fand ich keines.

Doch ich war jung und zäh und gab nicht auf. Nach ungefähr drei Wochen ununterbrochener Arbeit hatte ich einen mehrere tausend Kilometer langen Tunnel gegraben. Und plötzlich, eines Tages, stieß ich endlich auf Wasser! Auf viiiiiel Wasser! Der Druck dieser Quelle war so stark, dass es mich den ganzen langen Weg zurückspülte. In der Wüste kam ich schließlich wieder heraus. Aber ich hatte Wasser gefunden und brauchte nun nicht mehr zu verdursten.

Als ich so im Wüstensand kniete und trank, wusste ich mit einem Mal, woher diese Wassermassen gekommen waren! Stellt euch vor, ich hatte, ohne es zu merken, durch die ganze Erdkugel hindurchgegraben und das Meer auf der anderen Seite angezapft! Natürlich konnte ich nun das Meerwasser nicht trinken, da es zu salzig war. Also, was tun? Da hatte ich eine Idee ...“

So erzählte Herr Hamster immer weiter. Die Mäuse und der Maulwurf kannten Herrn Hamsters Lügengeschichten ebenfalls zur Genüge; sie schliefen die meiste Zeit. Nur die Motten hörten immer aufmerksam zu, wenn Herr Hamster loslegte. Die vergaßen nämlich die Geschichten von einem Tag auf den anderen und glaubten, es wären immer neue.

Na, jedenfalls hatten sie es alle urgemütlich und das ist ja das Wichtigste!

Der Rabe und die Maus

An einem bitterkalten Winterabend flog einmal ein Rabe über das tief verschneite Land. Er war hungrig, denn er hatte an diesem Tag nicht viel zum Fressen gefunden. Die scharfe Kälte drang durch sein Gefieder und er fühlte, wie seine Flügelbewegungen immer mühseliger und langsamer wurden.

Da sah er in der weißen Landschaft einen Bauernhof. Bis zu diesem Hof fliege ich noch, dachte er. Vielleicht haben die Menschen Maiskörner ausgestreut, das wäre meine Rettung! Er landete vor dem Bauernhaus und suchte den Boden ab. Doch er fand kein Futter. Der Rabe flog zum Fenster des Hauses hinauf und schaute hinein. Die Menschenfamilie saß gerade beim Abendessen. Sehnsüchtig und traurig schaute ihnen der Rabe eine Weile zu. Dann seufzte er und flatterte wieder in die Luft.

Wo soll ich nur hin?, dachte er. Wo ist ein angenehmer Platz zum Schlafen? Da sah er auf dem Feld eine Vogelscheuche stehen. Er flog hinüber und setzte sich auf die Schulter der Vogelscheuche. Er drückte sich eng an ihren mit Stroh gefüllten Kopf, um sich wenigstens ein kleines bisschen zu wärmen. Ach, wie hart ist doch das Leben im Winter, dachte der Rabe und schloss seine Augen.

Da raschelte es plötzlich im Hemdkragen der Vogelscheuche, und eine kleine Feldmaus schob ihren Kopf ins Freie. „Grüß dich, Herr Rabe!“, sagte sie. „Willst du nicht hereinkommen? Hier ist es viel wärmer!“

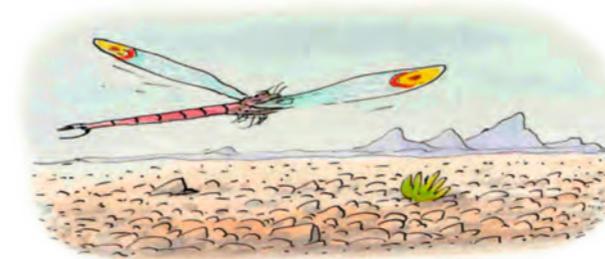
„Danke, nett von dir“, sagte der Rabe. „Aber das geht wohl nicht. Ich kann nicht in Löcher schlüpfen wie du. Meine Federn würden sonst brechen und dann könnte ich nicht mehr fliegen. Aber es geht schon so. So leicht erfriere ich nicht. Mir ist nur gerade

heute so kalt, weil ich fast nichts gegessen habe.“ „Magst du Weizenkörner?“, fragte die Maus. „Du kannst welche haben! Ich habe genügend! Den ganzen Sommer über habe ich sie gesammelt und in die Vogelscheuche getragen.“ „Oh, du bist wirklich eine zauberhafte Maus!“, sagte der Rabe. „Du hast ja ein Herz aus Gold!“

Die Maus holte aus der Scheuche so viele Weizenkörner, bis der Rabe satt war. Sie unterhielten sich noch eine Weile und als es Nacht wurde, kroch die Maus in die Vogelscheuche zurück und kuschelte sich in ihr warmes Strohnest.

Mit den Körnern im Magen war dem Raben warm geworden und auch er verbrachte eine angenehme Nacht auf dem Strohmänn.

Erwin Moser



Die Riesenschnecke

Mitten in einer großen, heißen Steinwüste lag einmal eine Oase mit einem See und einem sumpfigen Wald. In diesem feuchten Waldgebiet kam eines Tages eine Weinbergschnecke zur Welt, die besonders groß wurde. Sie wuchs und wuchs und war bald zehnmal so groß wie eine gewöhnliche Weinbergschnecke. Nur ihr Schneckenhaus war nicht mitgewachsen. Es war klein geblieben und schließlich vom Rücken der Schnecke abgefallen. Und noch etwas war seltsam an dieser Riesenschnecke:

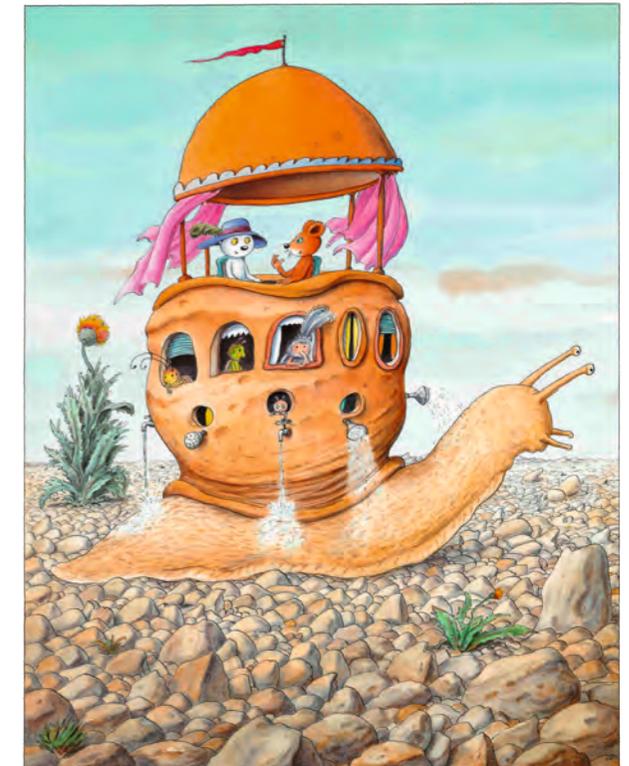
Sie blieb nicht – wie die anderen Schnecken – im kühlen Wald, sondern wollte immer wieder in die heiße Steinwüste hinaus kriechen. Es schien ihr zu gefallen, über die warmen Steine zu kriechen. Da sie aber kein Schneckenhaus mehr besaß, war ihr Körper schutzlos der Sonne ausgesetzt, und sie musste ihre Wüstenausflüge schnell wieder abbrechen.

Eines Tages hatten drei Käfer und ein Schmetterling eine Idee, wie sie der Riesenschnecke helfen könnten. Sie bauten aus Ton ein künstliches Schneckenhaus! Da sie die Schnecke auf ihren Ausflügen in die Wüste aber begleiten wollten,

bauten sie für sich auch Zimmer mit großen Fenstern in das Tonhaus ein. Die untere Hälfte des Schneckenhauses füllte ein Wasserspeicher aus, damit die Schnecke auf ihren Reisen in der heißen Sonne feucht gehalten werden konnte. Und schließlich bauten die Käfer noch eine luftige Kuppel über das Schneckenhaus. Darunter sollten zusätzlich einige Passagiere mitreisen können.

Diesmal sitzen dort die Mäuse Monika und Michael und genießen die wundervolle Aussicht.

Erwin Moser



Warum im Wald wieder Ruhe herrscht

Kennt ihr Ferdinand und Mara? Nein? Hier im Wald kennt sie jeder.

Ferdinand ist das rostrote Eichhörnchen, das inzwischen leicht an seiner kahlen Stelle im Fell zu erkennen ist. Mara ist eine Waldmaus und die beste Freundin von Ferdinand. Maras Name ist eigentlich Marina. Doch die Eule, die einfach alles weiß, hat ihr irgendwann einmal gesagt, dass ihr Name „Hafen“ bedeutet. Wer will als Maus schon „Hafen“ heißen, hier im Wald, wo weit und breit keine Boote zu finden sind.

Das bereitete ihr ein wenig Kummer, doch die Eule wusste Rat: „Wie wäre es mit Mara?“, schlug sie vor, „sozusagen als Abkürzung für Marina?“ „Denn Mara“, so die Eule weiter, „bedeutet im Weißrussischen ‚Traum‘ und in Igbo, einer Sprache, die in Afrika gesprochen wird, bedeutet es ‚schön‘.“ Obwohl Marina weder von Weißrussland noch von Igbo eine Ahnung hatte, gefiel ihr der Gedanke, „Traum“ und „schön“ zu heißen. „Das passt zu mir“, dachte sie und seither heißt sie Mara.

Ferdinand und Mara waren die allerbesten Freunde, bekannt für ihren Übermut, aber auch für ihren Mut.

Es war Anfang November und der Waldtümpel war bereits gefroren, da tönte am Ende einer besonders kalten Nacht ein schauriges Geheul durch den Wald. Genau aus jenem Teil, in den sich niemand hinein traute. Es wurde gemunkelt, dass hier ein Riese haust, der gerne Waldtiere verspeist und kaum jemand möchte wohl im Schlund eines Riesen landen.

„Gehen wir nachschauen, was da los ist?“, fragte Ferdinand. „Nichts wie hin“, meinte Mara. Denn

die beiden kannten keine Furcht und wenn sie sich fürchteten, so gaben sie es nicht zu. Der Weg dauerte länger als sie gedacht hatten. Der Wald war sehr dicht und selbst für kleine, geschickte Tiere schwer zu durchdringen. Die Dämmerung brach herein. „Wir müssen uns einen halbwegs warmen Platz für die Nacht suchen“, sagte Mara. Es war bereits stockdunkel und die Müdigkeit machte beiden zu schaffen. „Hier“, so rief Ferdinand erfreut, „scheint eine Höhle zu sein“. Als sie in das Loch hineinschlüpften, roch es fast ein wenig wie in einem Stall: ein bisschen muffelig und doch heimelig. Auf alle Fälle war man von allen Seiten geschützt.

Die beiden wünschten sich eine gute Nacht und zur Vorsicht, und weil sie sich doch ein wenig fürchtete, sprach Mara in Gedanken noch ein Gebet: „Lieber Gott, beschütze uns den ganzen morgigen Tag und lass’ es hier keinen Riesen geben, oder zumindest nur einen ganz kleinen.“

Dann schlief sie beruhigt und friedlich ein.

Doch das Erwachen war grausam!

Ferdinand und Mara wussten nicht, wie ihnen geschah: Sie wirbelten durch die Luft, landeten unsanft auf dem Boden und wurden von einem Ungetüm angebrüllt: „Was macht ihr hier in meinem Schuh?“ Tatsächlich waren die beiden im linken Schuh des Riesen gelandet, den es also tatsächlich gab – und er war so groß, dass der Schuh durchaus als Höhle herhalten konnte. Vermutlich stimmte also auch das Gerücht, dass der Riese Waldtiere verspeiste.

Beide glaubten, ihre letzte Stunde hätte geschlagen und Mara nahm sich fest vor, den Riesen in die Zunge zu beißen, sollte sie ihm als Frühstück dienen.

Der Riese schlüpfte in seine Schuhe und es entfuhr ihm ein wohliger Seufzer. Es war die eisige Kälte, die ihm in kalten Nächten sehr zu schaffen machte und ihn zum Seufzen und Brüllen gebracht hatte. Nun war der Schuh von unseren beiden Freunden gut gewärmt, und das tat dem Riesen einfach wohl.

Mara und Ferdinand wurden nicht verspeist und dienten dem Riesen als lebendige Wärmflaschen. Die halbe Nacht schliefen sie im linken Schuh und die halbe Nacht im rechten. Oder war es umgekehrt?

Nach ein paar Tagen machten Mara und Ferdinand dem Riesen, der ihnen inzwischen ans Herz gewachsen war, einen Vorschlag: „Lass uns nach Hause gehen“, meinten die beiden, „und wir sorgen dafür, dass deine Füße selbst in den kältesten

Nächten warm bleiben.“ So wurde es dann auch gemacht.

Moos und lose Federn wurden gesammelt, Ferdinand opferte ein wenig von seinem Fell, Mara stibitzte aus einem Stall ein wenig Stroh und fand dabei auch noch Reste von Schafwolle – und alles zusammen wurde in den Schuhen eingebettet. Sogar ein wenig Rinde. All diese feinen Dinge aus der Natur sorgten dafür, dass es der Riese immer warm hatte in seinen Schuhen. Und so kehrte im Wald wieder Ruhe ein.

Zum Schluss seien noch zwei Dinge erwähnt: Weil Mara zu all den wärmenden Dingen noch ein wenig wilde Pfefferminze dazu mischte, roch es in den Schuhen auch nicht mehr so muffelig. Der Riese war ein Vegetarier – also hat das Gebet vielleicht doch ein bisschen genützt.

R. Kleissner, Illustration: R. Betz/E. Moser



Wie kommt die Rakete auf das Osterei?

Im Dorf der Osterhasen herrschte große Aufregung! Gestern Abend war die große Eierlieferung für Ostern eingetroffen und jetzt das! Über Nacht hatte sich im ganzen Dorf eine schlimme Grippe ausgebreitet. Sämtliche Hasen klagten über Kopfweh, Fieber und Gliederschmerzen.



Kaum einer konnte mehr seine Arme oder Beine bewegen. Farben und Pinsel standen bereit, aber an ein Färben und kunstvolles Verzieren der Eier war gar nicht zu denken. Was tun?

Nach kurzer Beratung schickten die Osterhasen die flinke Maus mit einem Hilferuf durch den Wald: „Künstler, Maler und Anstreicher gesucht!“ Am nächsten Morgen versammelten sich viele Tiere des Waldes im Osterhasendorf und umringten das Krankenbett des Oberosterhasen Hugo.

„Worum geht es, wie können wir helfen?“, fragte das Eichhörnchen.

„Ostern steht vor der Tür“, jammerte Hugo, „die Christen feiern ihr höchstes Fest, und wir liefern dazu seit Jahrhunderten bunt verzierte

Ostereier!“ „Und was feiern die Menschen zu Ostern?“, fragte das Eichhörnchen.

„Sie feiern, dass Jesus von den Toten auferstanden ist.“

„Was haben denn die Eier damit zu tun?“, fiepste die Maus.

Da mischte sich stolz die Henne ein, die sich von einem nahen Bauernhof hierher verirrt hatte: „Bei allen Völkern gilt das Ei als Symbol des Lebens. Aus dem scheinbar toten Ei schlüpft ein Küken – also neues Leben. So ist das Ei auch ein Zeichen der Auferstehung.“

„Genau“, meinte Hugo, „und um die vielen Familien nicht zu enttäuschen, müsst ihr uns heuer vertreten.“

„Dann sollten wir uns besonders bemühen“, brummte der Dachs und jedes Tier rüstete sich mit Farben und Pinsel aus und schnappte sich einen Korb voller Eier.

Das flinke Eichhörnchen überlegte nicht lange und pinselte in knalligen Farben „Jesus lebt“ auf das Ei und weil es sich selber aus ganzem Herzen über diese Botschaft freute, malte es gleich noch ein paar Herzen in verschiedenen Farben dazu.



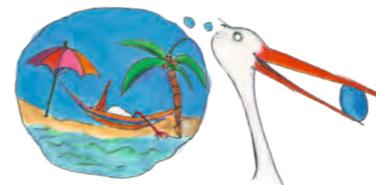
Der Marder brauchte zuerst einmal eine Nachdenkpause. „Jesus ist auferstanden von den Toten und aufgefahren in den Himmel“, grübelte er vor sich hin, „da wird er wohl ein entsprechendes Fahrzeug gebraucht haben.“ Und schon zeichnete er eine Rakete auf das Ei.



Die Eule schüttelte nur nachsichtig den Kopf darüber. Von der alten Buche aus, in der sich ihre Wohnung befand, konnte sie direkt auf den Kirchplatz blicken. Jedes Jahr sah sie mit an, wie der Priester in der Osternacht am Osterfeuer die Osterkerze angezündet hat. So wusste sie: „Die Kerze ist das Zeichen für Christus, das Licht, das unser Leben hell macht!“ und wählte als Motiv für ihre Eier eine schöne Osterkerze.



Der Storch, der viel herumkam, hatte eine genaue Vorstellung:



Wenn es hier um das Paradies ging, war für ihn klar, dass Palmen, Strand und Sonnenschirm auf die Eier gehörten.

Der Pfau war ein richtiger Künstler und schrieb in schönster Zierschrift mit einer Feder nur ein einziges Wort:



Das heißt so viel wie „Lobpreist den Herrn!“ Der freche Spatz wollte zu Ostern auch einmal ganz wichtig sein und bemalte kurzerhand ein Spatzenei. Das war so klein, dass er nur F. O. darauf pinseln konnte. „Es wird wohl jeder kapieren, dass das die Abkürzung für Frohe Ostern ist“, dachte er und schmuggelte das Vogelei ganz vorsichtig zu den anderen.



Der Dachs war schon sehr betagt, er konnte kaum noch etwas sehen, und auch mit dem Hören stand es nicht zum Besten, aber mitmachen wollte er unbedingt. Irgendwie schnappte er auf, dass es um Jesus ging und malte erstaunlich gut erkennbar eine Krippe auf die vor ihm ausgebreiteten Eier.



Schließlich hatten alle ihre Kunstwerke beendet, die Eier wurden liebevoll in Nester gelegt. Es versteht sich von selbst, dass die „Künstler“ natürlich auch bei der Auslieferung mithalfen.

Die Kinder staunten nicht schlecht, was da heuer in ihren Osternestern lag. Die Kunstwerke sprühten vor Leben und schauten – zumindest teilweise – ein wenig nach Paradies und Auferstehung aus.



In der Familie Bertel fiel dem kleinen Lukas sofort das kleine „Spatzenosterei“ in seinem Nest auf. Neugierig nahm er es heraus, schaute es genau an und rannte damit gleich darauf zum Großvater: „Schau Opa“, rief er ganz aufgeregt, „das hat

der Osterhase extra für dich ins Nest gelegt! Hier steht's: ‚F. O.‘ Das heißt sicher ‚Für Opa‘.“ Außerdem gefiel ihm das Raketenei so gut, dass er noch Jesus mit einem Heiligenschein ins Cockpit dazumalte und sich das Ei neben dem Bett aufstellte.

Und seine Oma, die jedes Jahr behauptete, sie hätte in der Früh den Osterhasen im Garten vorbeihuschen gesehen, sagte heuer gar nichts. In der Osternacht hatte sie nämlich geträumt, dass ein Fuchs mit einem Korb voller Ostereier durch den Garten geschlichen wäre. Komisch. Oder?

R. Kleissner/Illustration R. Betz



Serafina, das Wunderkind, oder Kabuddel-Kabimm

Serafina ist ein Wunderkind.

Ja, wirklich! Ständig muss man sich über dieses Kind wundern! Aber nicht etwa deshalb, weil sie Dinge kann, die andere Kinder in ihrem Alter nicht können. Nein, so ein Wunderkind ist Serafina nicht. Sie könnte dir nicht sagen, wie viel vierundsiebzig mal hundertdrei weniger sieben mal zwei ist. Serafina wüsste auch nicht, wie man ein so verflüxt schwieriges Wort wie „Äquator“ schreibt, ohne dass sich dabei womöglich ein falscher Buchstabe mit hinein verirrt. Und obwohl Serafina Musik über

alles liebt, könnte sie dir auch nicht verraten, wie man eine Oper komponiert. Nein, auch solch ein Wunderkind ist Serafina ganz sicher nicht! Und trotzdem vergeht kaum ein Tag, an dem sich ihre Eltern nicht über sie wundern!

Zum Beispiel gestern: Da behauptete Serafina ernsthaft unsichtbar zu sein! Das war schon allherhand! Weil Papa doch genau sehen konnte, dass Serafina am Tisch saß und sich gerade Marmelade auf das Butterbrot löffelte. Aber Serafina hatte dafür gleich eine Erklärung: „Du kannst mich deshalb

sehen, weil du einer von der seltenen Sorte bist, die Unsichtbare sehen können, Papa. Ja, solche Leute gibt es wirklich!“

Darauf blieb Papa gar nichts anderes übrig, als sich wieder einmal über Serafina zu wundern. Und später wunderten sich Papa und Mama, weil Serafina ihnen ohne Aufforderung half, den Geschirrspüler auszuräumen.

„Kabuddel-Kabimm!“, sagt Serafina in ihrer Geheimsprache oft, was so viel heißt wie: „So ist das eben!“ „So ist das eben“ kann man sagen, wenn man fröhlich ist. „So ist das eben“ kann man aber auch sagen, wenn man einmal traurig ist. Kabuddel-Kabimm eben. Manchmal ist man sogar beides zugleich. Traurig und fröhlich zur selben Zeit. Bei Serafina war das so: Es war im Herbst. Nur noch wenige Blätter hingen an den Ästen des Kastanienbaums. Am Himmel kreisten Raben und krächzten einander heisere Grüße zu. Serafina stapfte inmitten eines großen Laubhaufens und ließ Blätter um sich wirbeln. „Hej!“ und „Ho!“, rief sie dabei und stellte sich vor, an Deck eines Piratenschiffs zu stehen, das auf wilden Meereswogen schaukelt.

Als Kapitän musst du durch Wind und Wetter. Auch ein wilder Sturm darf dich dann nicht schrecken. Serafina hätte der ganzen Welt gerne gezeigt, wie mutig sie sein konnte. Aber da war niemand. An diesem Tag spielte sie mit sich allein. „Hej!“ und „Ho!“, rief sie wieder. Doch diesmal klang ihre Stimme fast wie die eines kleinen Mädchens. Noch einmal: „Hej!“ und „Ho!“ Oje, diesmal war die Luft ganz heraus. Sie hatte ihren Kapitänsruf nur noch vor sich hin murmeln können. Und wie traurig hatte sich ihre Stimme dabei zuletzt angehört. Furchtbar traurig sogar, fand Serafina und spürte, wie ihr ein kalter Windhauch über den Nacken fuhr. Eine gan-

ze Weile stand sie einfach nur so da und wunderte sich, weshalb ihr so plötzlich die Lust am Spielen abhanden gekommen war. Weit oben am Himmel krächzten noch immer die Raben, doch nun hörte es sich an, als würden die schwarzen Vögel einander zurufen: „Oje, oje, oje!“ Da musste Serafina plötzlich weinen. Und wie ihr so die heißen Tränen über die Wangen liefen, begann sie sich selbst furchtbar leid zu tun. Denn außer ihr selbst war ja sonst keiner zugegen, der Mitleid mit ihr gehabt hätte und sie hätte trösten können.

„Du armes Kind!“, sagte Serafina laut zu sich selbst und fuhr sich mit dem Ärmel über das nasse Gesicht. „Du armes, armes Kind!“ Und obwohl sie es zu sich selbst sagte, tat es gut diese Worte zu hören. Also sagte sie es wieder: „Du armes Kind!“ Dabei fiel ihr ein, dass sie die Stimme ihrer Mama nachahmen könnte. „Du armes Kind!“ – das klang besonders nett. Und gleich darauf versuchte sie sich mit der dunklen Stimme ihres Papas zu trösten: „Du armes Kind! Gleich ist alles wieder gut!“ Aber Papas Stimme war schwer nachzumachen. So wie ihr die Worte über die Lippen kamen, hörte es sich an, als ob ein Bär im Schlaf brummen würde: „Du armes, armes Kind, du! Gleich ist alles wieder gut!“

Da kam Serafina sogar kurz ein Lachen aus. Obwohl sie doch eigentlich lieber noch ein wenig geweint hätte! Denn irgendwie fand sie es schön, so unendlich traurig sein zu können. Dann lief sie nach Hause. Ein fremder Mann wunderte sich, als Serafina fröhlich auf dem Gehsteig an ihm vorbeihopste und dabei immer wieder vor sich hin rief: „Kabuddel-Kabimm!“ So ist das eben. Serafina ist ein Wunderkind.

Hubert Flattinger

Kaugummikopf

Jana kann ihr Glück kaum fassen: Sie darf mit einer echten Lok mitfahren! Mit einem echten Lokomotivführer! Der Lokführer heißt Fredi und ist mit Papa in die Volksschule gegangen. Zwanzig Jahre lang haben sie sich nicht gesehen und nichts voneinander gehört – und gestern haben sie sich wieder getroffen, ganz zufällig! Papa hat beim Einkaufen jemandem das letzte Krustenbrot weggeschnappt und dieser Jemand war Fredi. Der musste zwar Körnerbrot kaufen, aber er ist froh, dass er seinen besten Volksschulfreund wiedergefunden hat.

Vor lauter Freude hat er gleich angeboten, Jana auf eine Fahrt mitzunehmen. Nicht mit einem Zug, wo jeder mitfahren darf. In dem Zug, den Fredi lenkt, sind nur riesig lange Baumstämme, zehn Waggons voll, und Jana und Fredi sind die einzigen Menschen. Fredi muss die Baumstämme vom Sägewerk wegbringen, über den Berg drüber, bis zum nächsten Bahnhof. Von dort werden sie abgeholt.

Gestern hat Fredi noch nicht gewusst, wann es passt, dass Jana mitkommt. Aber in der Früh hat das Telefon geklingelt und Papa hat gesagt, es ist so weit. Gleich heute Nachmittag!

Vor Aufregung kaut Jana schon seit dem Frühstück Kaugummi.

Jetzt ist sie beim dritten. Das ist ihr letzter. Beim Mittagessen klebt sie ihn auf den Tellerrand, damit sie nachher weiterkauen kann.

„Jana!“, schimpft Mama. „Das ist doch unappetitlich. Gib das weg da.“

„Das geht nicht“, wehrt sich Jana. „Das ist mein letzter Kaugummi und ohne machen meine Nerven

nicht mit. Die reißen durch, das sag ich dir.“

„Runter vom Teller“, wiederholt Mama mit ihrer Keine-Widerrede-junges-Fräulein-Erziehungsstimme. Also steht Jana auf, holt einen kleinen Löffel und klebt den Kaugummi dort hinein. Den Löffel dreht sie um. Das ist eine ziemlich gute Idee, findet Jana, und überhaupt nicht unappetitlich. Aber mit Mama lässt sich heute nicht vernünftig reden. Sie nimmt den Löffel und wirft den Kaugummi mit spitzen Fingern weg. Dabei war der noch fast wie neu! Jetzt muss Jana ohne auskommen. Sie traut sich nicht zu laut zu protestieren – auf keinen Fall will sie ihren Ausflug gefährden. Stattdessen kaut Jana ein bisschen auf ihren Fingernägeln herum. Als alle zehn Nägel abgekaut sind, überlegt sie kurz, ob sie bei den Zehennägeln weitermachen soll. Dann holt sie sich aber lieber einen Bleistift. Der geht auch.

Am Nachmittag fährt Jana mit Papa los. Er fährt sie zum Sägewerk. Dort wartet Fredi schon auf sie. Jana muss nicht einmal eine Fahrkarte kaufen. Sie darf einfach so in den Führerstand der Lok klettern. Papa muss dableiben. Eigentlich sollte Fredi keine fremden Leute mitnehmen. Ein Kind kann er gut reinschummeln, aber ein Erwachsener fällt zu sehr auf. Jana hat aber kein Mitleid mit Papa. Irgendeinen Vorteil müssen Kinder ja auch davon haben, dass sie klein sind. Fröhlich winkt Jana zu Papa hinaus. Sie kommt sich sehr wichtig vor.

Fredi setzt ihr seine Uniform-Kappe auf und erklärt ihr alles. Zufahren ist ganz anders als Autofahren. Man muss nicht lenken, weil der Zug auf Schienen fährt. Der Lokführer darf aber trotzdem auf keinen Fall einschlafen bei der Arbeit. Das wäre

sehr gefährlich. Unaufmerksam darf er auch nicht sein oder telefonieren oder zu viel an seine Frau denken. Deswegen kaut Fredi Kaugummi. Das hilft ihm, sich zu konzentrieren. Jana traut sich nicht zu fragen, ob sie auch einen Kaugummi haben darf. Aber Janas Augen können manchmal deutlicher sprechen als ihr Mund. Das sagt zumindest Tante Hilde. Jetzt sind Janas Augen auf die Kaugummi-Packung in Fredis Jackentasche geheftet. „Möchtest du auch einen?“, fragt Fredi. Es hat funktioniert! Erleichtert nickt Jana. Jetzt kann sie sich auch gut konzentrieren. Bäume und Wiesen flitzen an ihnen vorbei. Fast wie beim Mountainbiken. Nur dass Jana den Fahrtwind nicht spürt. Und es rüttelt ein bisschen weniger. Dafür ist es viel, viel lauter. Fredi zeigt ihr, wie er die Lok dazu bringt, schneller und langsamer zu werden. Selber fahren darf Jana nicht. Aber es ist auch so spannend genug.

Im Mitarbeiter-Stüberl auf einem kleinen Bahnhof machen Fredi und Jana Pause. Der Heizkörper hat den Raum so aufgeheizt, dass Jana sich die Ärmel hochkrepeln muss. Fredi trinkt einen Schluck aus seiner Wasserflasche. Dann zieht er ein Jausenbrot aus seiner Umhängetasche. Bevor Fredi in sein Brot beißt, holt er mit zwei Fingern den Kaugummi aus dem Mund. Jana sieht sich nach einem Mistkübel um – aber Fredi klebt sich den Kaugummi einfach hinters Ohr! Mitten aufs Ohrläppchen! Jana macht riesige Augen. Sie ist hin und weg. So eine geniale Idee! Hinters Ohr damit, wenn man den Kaugummi grad nicht im Mund braucht, und nachher kann man einfach wieder weiterkauen! Fredi versteht es falsch, dass Jana ihn mit offenem

Mund anstarrt. Er bietet ihr sofort einen Bissen von seinem Brot an. Als Jana den Kopf schüttelt, hält er ihr noch einen Kaugummi hin. Da kann Jana natürlich schlecht „nein“ sagen. Womöglich findet Fredi das unhöflich. Also steckt Jana den neuen Kaugummi einfach zum alten dazu in den Mund. Kauend sitzen Fredi und Jana da und schauen dem Kran zu, wie er Baumstamm um Baumstamm vom Anhänger fischt. Jana spürt etwas im Bauch. Das ist wahrscheinlich das Glück.

Fredis Kaugummis sind mit Himbeer-Zitronen-Geschmack. Das schmeckt so gut, dass Jana ihren Riesenkaugummi bis zum Abendessen nicht mehr rausgibt. Als Mama den Tisch deckt, rollt Jana den Kaugummi zu einer Kugel, genau, wie sie es bei Fredi gesehen hat. Dann klebt sie sich die Kugel von hinten aufs Ohrläppchen. Heimlich. Die Idee ist zwar genial bis zum Geht-nicht-mehr, aber Jana hat so einen Verdacht, dass Mama da eventuell anderer Meinung sein könnte ...

Nach dem Essen räumt Jana den Geschirrspüler ein und dann schaut sie mit Papa Nachrichten. Da fällt ihr ein, dass sie noch eine Zeichnung machen muss, für Oma, zum Geburtstag. Und mit der Schildkröte hat sie heute noch nicht Schwimmen geübt! Jana ist so beschäftigt, dass sie alles rund um sich vergisst: die Uhrzeit, das Zähneputzen und ihr Kaugummiohr. Dass Schlafenszeit ist und dass Zähne wirklich JEDEN Abend geputzt werden müssen, daran erinnert sie Mama. Nur von Janas Kaugummiohr weiß Mama nichts ...

Am nächsten Tag wacht Jana mit einem Glücksgluckern im Bauch auf. Sie muss gar nicht lange

nachdenken, woher das Glück kommt. Ihr fällt sofort wieder alles ein: Der Ausflug mit dem Zug, der Himbeer-Zitronen-Geschmack und Fredis Trick. Kaugummi zum Frühstück, noch vor dem Aufstehen, juhu! Mit einem Lächeln greift sich Jana hinters Ohr. Aber da ist kein Kaugummi. Hat sie das alles etwa nur geträumt? – Nein, das kann nicht sein. Wahrscheinlich hat Jana die Kugel im Bett verloren oder schon davor, beim Umziehen. Macht nichts. Bald ist sie wieder bei Oma, da bekommt sie sicher eine neue Packung. Vielleicht kauft Oma ihr sogar Himbeer-Zitrone ... „Jana, frühstücken!“, ruft Mama aus der Küche. „Bist du schon angezogen?“

Jana stapft ins Bad. Ihre Augen sind noch müde und im grellen Badezimmerlicht werden sie zu schmalen Schlitzeln. Blind greift Jana nach ihrer Haarbürste. Heute gibt es Frisuren-Sparprogramm. Ganz ohne Zöpfe und das ganze Pipapo. Sie wird die Haare einfach nur gut durchkämmen, Haarreifen rein, fertig. Nur – warum reißt es denn so beim Frisieren? Mürrisch untersucht Jana die Haarbürste. Da fällt ihr nichts Ungewöhnliches auf. Aber schon beim nächsten Bürstenstrich bleibt die Bürste in den Haaren hängen. Verwundert schaut Jana in den Spiegel. Da bleibt ihr fast das Herz stehen. Mitten im Schlag, einfach so. Wie konnte das nur passieren? Der Kaugummi klebt mitten in ihren Haaren! Er geht nicht raus, so viel Jana auch zupft und zerrt. Es tut nur furchtbar weh. Was soll sie nur tun? Braucht sie jetzt einen Kurzhaarschnitt, wie Sebastian? Sie wollte sich doch die Haare wachsen lassen, bis zur Hüfte runter, bis sie länger sind

als die von Jasmina ... Jana konzentriert sich. Sie versucht, tief durchzuatmen. Jetzt nur keine Panik. Da kommt Mama ins Bad. Und mit ihr kommt die Panik. Mama wird ihr bestimmt den Kopf abreißen!

Jana wirft sich auf den Boden. Sie vergräbt das Gesicht im Teppich und tut, als wäre sie nicht da.

Für einen kurzen Moment hat Jana vergessen, dass sie die beste Mama der Welt hat. Natürlich reißt ihr Mama nicht den Kopf ab. Sie schneidet nur die verklebte Strähne weg. Jetzt steht da ein borstiges Haarbüschel frech weg, mitten von Janas Kopf. Das sieht eigentlich echt gut aus. „Wow!“, sagt Alma neidisch, als Jana in die Klasse kommt. Jasmina ist bestimmt auch neidisch. Die kann es nur nicht zugeben. Von Sebastian kriegt Jana zwei Daumen hoch. „Ich nenn dich ab jetzt Pinsel“, sagt er. Dann schenkt er ihr eine Riesenpackung Kaugummi. „Von meinem Taschengeld gekauft. Damit du die alten Kaugummis wegwerfen kannst. Und nicht ständig eine neue Frisur brauchst ...“

Sarah Michaela Orlovsky



Das Gewinner-Ei

Gerade hat der Advent begonnen – und in Janas Zimmer stinkt es. Das behauptet zumindest Mama. Sie reißt einfach das Fenster auf, obwohl es draußen huschikal ist. Dann stellt sie eine Duftlampe auf. Wenn Jana nicht schon halb erfroren wäre, wegen des offenen Huschifensters, dann würde sie davonlaufen. Wacholder-Grapefruit-Zimt. Wer kommt denn auf so was!

Jana sitzt auf dem Teppich und hält sich aus Protest die Nase zu. Mama stakst in Janas Zimmer herum und schnüffelt in die Luft wie ein Jagdhund.

„Das gibt es doch nicht!“, murmelt Mama. Dann zieht sie mit einem Ruck Janas Bett ab. Sie klemmt sich die Bettwäsche samt der Tagesdecke unter die Achsel und verschwindet in den Keller.

Jana findet das alles ziemlich übertrieben. Sie selbst riecht gar nichts und Sebastian hat sich auch nicht beschwert, als er zu Besuch war. Aber Mama gibt einfach keine Ruhe. Und nach zwei Tagen riechen es sogar Papa und Jana: Tatsächlich, es stinkt. Und zwar gewaltig. Es stinkt schon am Gang, BEVOR man überhaupt in Janas Zimmer reinkommt!

Mama schiebt die Schuld auf Janas Schildkröte.

„Ich habe es ja immer gesagt“, meint sie. „Ein Tier hat in einem Kinderzimmer einfach nichts zu suchen. Das ist nicht gesund.“ Und schwupps, muss das arme Paulchen ins Bad übersiedeln. Als ob Paulchen irgendwas dafür kann.

Jana schämt sich für ihre Mama. Damit Paulchen nicht so mitkriegt, dass sich alles gegen ihn verschworen hat, baut ihm Jana einen erstklassigen

Baby-Schildkröten-Trainings-Parcours: Paulchen soll zuerst einen Radiergummi überklettern, dann die Federschachtel und am Ende die Türschwelle auf die Terrasse raus. Aber schon beim Radiergummi verliert Paulchen das Gleichgewicht. Er landet auf dem Panzer und strampelt hilflos mit den Beinen. Seufzend hebt Jana ihr Schildkröten-Baby auf. Paulchen ist einfach so ein Tollpatsch ... Sie drückt ihm ein Bussi auf den Panzer und versorgt Paulchen mit einem Riesenvorrat an Salatblättern. Das ist ihm sicher auch ein Trost.

Paulchen ist absolut unschuldig. Das wird ziemlich schnell klar: In Janas Zimmer stinkt es weiter, genau wie vorher. Im Bad stinkt es hingegen nur, wenn jemand groß am Klo war. Das ist unfair und gegen die Schildkröten-Rechte, findet Jana. Paulchen übersiedelt zurück in Janas Zimmer.

Aber was ist es denn nun, das so stinkt? Mama, Papa und Jana bilden einen Suchtrupp. Sie durchforsten das ganze Zimmer. Jeden Zettel drehen sie um, jedes Buch wird abgestaubt, jedes Kleidungsstück neu zusammengelegt. Es ist richtig gruselig: Sie finden den Taschenrechner, den Papa schon seit letztem Weihnachten vermisst. Sie finden den kleinen Schutzengel, den Mama von ihrer Urstrumpftante zur Erstkommunion bekommen hat. Nur den Grund für den Gestank – den finden sie nicht.

Die Schmutzwäsche ist es nicht, die Jana in der Bettlade hortet.

Ihre Neoprenschuhe miefen vielleicht ein bisschen, weil sie nach dem letzten Mal Schwimmen nicht richtig getrocknet sind, aber das ist halb so wild.

Der geheime Schokoladenvorrat ganz oben im Regal ist es garantiert auch nicht, der riecht höchstens verlockend gut.

Schokolade stinkt nie!

Dann findet Mama in Janas Schreibtisch-Schublade, ganz hinten, hinter dem Glanzpapier und den Fingerfarben, ein Ei. Ein bunt bemaltes Ei.

„Mir wird schlecht“, keucht Mama und reißt das Fenster auf. Das muss nichts heißen. Mama wird ständig schlecht in letzter Zeit. Aber dieses Mal hat sie wirklich recht: Das Ei stinkt dermaßen, dass Papa die Luft anhält und Jana wird es grün vor den Augen. Papa nimmt ein Taschentuch, wickelt das Ei ein und läuft aus dem Zimmer.

„NEEEIN!“, brüllt Jana und rennt hinterher. „DAS DARFST DU NICHT WEGWERFEN!“

Mama läuft hinter Papa und Jana her.

„Wie stellst du dir das denn vor?“, ruft sie. „Das Ei muss weg, und zwar dalli!“

Jana weint.

„Ich will das Ei aber behalten“, schluchzt sie. „Das ist doch das Gewinner-Ei vom letzten Osterfest. Und ich hab es am Wochenende extra zum Überwintern aus dem Baumhaus bei Opa übersiedelt ...“

Da hat Jana nämlich beim Eierpecken gewonnen, gegen Opa UND gegen ihren Cousin Tobias, mit diesem EINEN Ei! Das braucht sie noch, damit will sie nächstes Ostern wieder gewinnen!

Zu dritt stehen sie in der Küche, Papa mit dem Ei in der Hand, Mama mit einem Geschirrtuch vor Mund und Nase und Jana, die schluchzt und tobt.

Und dann muss Jana würgen. Sie hat beim Schluchzen zu viel Ei-Geruch eingeatmet. Jetzt ist ihr plötzlich so schlecht, dass sie ganz verzweifelt wird. Mama hat ja recht. In Wirklichkeit kann kein Mensch atmen neben dem Ei.

„Können wir es vielleicht in den Kühlschrank legen?“, bittet Jana mit schwacher Stimme. „Oder einfrieren? Nur bis Ostern ...“

Aber Papa schüttelt den Kopf. Er nimmt Jana mit an die frische Luft und vergräbt das Gewinner-Ei im Acker. Dabei muss Papa zwar schwitzen, weil die Erde schon fast gefroren ist, aber das ist es ihm wert. Nicht einmal im Biomüll will er das Stinke-Ding haben. Jana lässt die Schultern hängen. Schade um ihre Gewinn-Chancen. Aber so ist es wohl das Beste für sie alle. Das sieht Jana ein.

Als sie wieder ins Haus kommen, sitzt Mama in der Küche und rührt in einer Schüssel. Der Tisch ist mit Plastik abgedeckt. Neugierig klettert Jana auf die Eckbank. In Mamas Schüssel ist eine zähe weiß-graue Masse. „Ratet mal“, strahlt Mama. „Wir machen dir ein Gips-Ei.“

Jana reißt die Augen auf. Dann lacht sie. Andere Familien basteln Strohsterne und Weihnachtsengerl im Advent. Aber es ist lieb von Mama, dass sie Jana trösten will. Papa hilft ihnen, ein Ei auszublasen, damit es Mama nicht schon wieder schlecht wird. Gemeinsam gießen sie vorsichtig Gips in die leere Eierschale. Dann müssen sie warten, bis der Gips getrocknet ist.

Es dauert ewig-lich. Jana isst zwei Rosinenwecken mit Butter und macht ihre ganze Rechen-Hausübung. Dann kann sie endlich die Schale abkletzeln.

Am Ende bemalt sie das Gips-Ei noch schöner als das Original-Gewinner-Ei, das jetzt im Acker begraben liegt.

Am nächsten Tag laden sie Sebastian zur Advent-Jause ein. Es gibt Topfenkäse-Brote, Orangenspeigerl, Nüsse aus dem Nikolo-Sackerl – und hart gekochte, bemalte Eier. Jana ist ganz kribbelig.

„Magst du auch ein hart gekochtes Ei?“, fragt sie Sebastian. Juhu, er mag!

„Hast du rein zufällig Lust auf Eierpecken?“, fragt Jana weiter. Juhu, er hat!

So eine Überraschung: Wer hätte das gedacht?

Jana gewinnt! Mit nur zwei Schlägen! Einen auf den Kopf von Sebastians Ei und einen auf den Popsch. Jana sitzt da und strahlt übers ganze Gesicht.

„Isst du dein Ei gar nicht?“, fragt Sebastian erstaunt.

„Ach, ich hab jetzt eigentlich gar keinen Appetit“, meint Jana.

„Ich heb mir mein Ei einfach auf.“ Den Rest des Satzes sagt sie nicht mehr laut: „Bis Ostern“, flüstert sie zu sich selber, in ihrem Kopf.

„Und dann gewinnen wir jedes einzelne Duell, mein Gips-Ei und ich.“

Sarah Michaela Orlovsky



Die heilige Notburga

Eine der ältesten Burgen Tirols ist die Rottenburg nahe Jenbach, von der heute nur noch Ruinen erhalten sind.

In dieser stolzen Burg lebten Ende des 13. Jahrhunderts Ritter Heinrich der Erste und seine Frau Ottilie, die eine besonders treue und tüchtige Dienstmagd in ihrem Gesinde hatten. Das junge Mädchen stammte aus der Gegend um Rattenberg und wurde Notburga gerufen. Notburgas mitleidiges Herz schlug für alle Armen, Kranken und Schwachen. Sooft sie konnte, lief sie ins Dorf hinunter und kümmerte sich dort so umsichtig und liebevoll um die Bedürftigen, dass die Leute bald sagten: „Die Dienstmagd sorgt besser für uns als ihre Herrin!“

Als das der hartherzigen Ottilie zu Ohren kam, ärgerte sie sich sehr darüber und fing an, das brave Mädchen zu kontrollieren und zu belauern. Einmal ertappte die Herrin ihre Magd dabei, wie sie in der Burgküche die Essensreste für die Bedürftigen zusammentrug. Da riss ihr Ottilie die Schüssel aus den Händen und verlangte: „Geh sofort in den Stall und wirf die Reste unseren Schweinen vor! Wir haben nicht genug, um auch noch die Armen zu füttern!“

Notburga wollte gehorsam sein und sparte sich daher das nächste Mal ihre Gaben für die Bedürftigen vom eigenen Mund ab. Brotstück um Brotstück legte sie beiseite. Aber auch das war ihrer Herrin nicht recht und als sie sah, dass Notburga ins Dorf hinuntergehen wollte, schickte sie ihren Mann hinterher: „Halt die kleine Diebin auf! Sie trägt schon wieder unsere ganzen Vorräte ins Dorf hinab!“

Ritter Heinrich fing die junge Magd am Burgtor ab und sagte streng: „Zeig sofort her, was du da unter deiner Schürze hast!“

Notburga blickte ihrem Herrn ruhig ins Gesicht und schlug ihre Schürze zurück. Da hatte sich das Essen in Hobelspäne und der stärkende Wein in Lauge verwandelt und Heinrich musste das Mädchen beschämt seiner Wege gehen lassen. Schließlich vertrieb Ottilie die verhasste Notburga ganz aus dem Schloss, aber das fleißige Mädchen fand rasch wieder Arbeit. Ein Bauer in Eben am Achensee nahm das Mädchen in seinen Dienst. Er holte sich damit Glück und Frieden ins Haus, während der Segen von der Rottenburg verschwand.

Auch an ihrem neuen Dienort erschien Notburga den Menschen wie ein guter Engel, der alle ihre Nöte ernst nahm und sich um sie kümmerte.

Nur einmal wurde der Bauer zornig. Als die Feierabendglocke läutete, wollte Notburga die Sichel weglegen, um zu beten. Da herrschte der Bauer sie an: „Schneid weiter, Dirn! Wir haben keine Zeit zum Faulenzen. Das Korn muss in die Scheune!“ Aber Notburga sagte mit ruhiger Stimme: „Wenn Gott ruft, dann muss man folgen. Und wenn ER will, dass wir jetzt beten, wird diese Sichel in der Luft schweben bleiben!“



Mit diesen Worten warf die Magd ihre Sichel in die Luft und sie blieb tatsächlich wie der silberglänzende Mond an einem goldenen Abendsonnenstrahl hängen. Vor diesem Wunder sanken alle in die Knie und der Bauer wagte es nie mehr, etwas gegen das Beten zu sagen.

Einige Jahre später kehrte Notburga wieder ins Innental zurück. Sie wirkte dort noch für lange Zeit und brachte vielen Menschen Friede und Freude. Als sie um das Jahr 1313 verstarb, erfüllte man gerne Notburgas letzten Wunsch: „Legt meinen Leichnam auf einen führerlosen Wagen, der mit zwei weißen Ochsen bespannt ist. Da, wo die Tiere hingehen, sollt ihr mich begraben.“ Eine große Trauergemeinde folgte dem seltsamen Gespann, das ohne jede Schwierigkeit den Inn

Die Geisterkirche im Achensee

In jener Talsenke, in der heute der Achensee liegt, stand vor langer Zeit ein wohlhabendes Dorf. Die Weiden ringsum waren saftig, das Korn wuchs beinahe von selbst und Mensch und Tier hatten mehr als genug zu essen. Doch der unverdiente Reichtum stieg den Dorfbewohnern zu Kopf: Sie wurden hochnäsiger und übermütiger. Vor allem die jungen Burschen trieben es wild.

„Was, jetzt sollen wir schon wieder in die Kirche gehen!“, maulte einer von ihnen. „Ich würd jetzt viel lieber weiterwürfeln!“ „Dann nehmen wir die Karten und Würfel eben mit!“, lachte ein anderer. „Einen Platz zum Spielen finden wir doch überall!“ Gesagt, getan.

Während der Pfarrer am Altar vorne die Messe las, saßen die Burschen hinten auf dem Chor, ließen die

durchquerte und schließlich in das kleine Kirchlein zum heiligen Ruprecht bei Eben fuhr. Dort wurde Notburgas Leichnam von unsichtbaren Händen abgeladen und aufgebahrt und hier bestattete man sie auch.

Weil an ihrem Grab mancherlei Wunder geschahen, wurde Notburga vom Volk als Heilige verehrt. So erbaute man später in Eben eine neue Kirche, wo Notburgas Gebeine noch heute in einem kostbaren Schrein aufbewahrt werden.

Brigitte Weninger



Würfel klappern und schoben das Geld hin und her. Doch während sie dort oben noch lachten, tranken und spielten, begann draußen auf einmal Wasser aus dem Boden zu quellen. Eine Quelle nach der anderen tat sich auf, rann über die Wiesen und Wege, füllte die Senken und schon bald strömte das Wasser auch in die Kirche und stieg so rasch an, dass keiner der Spieler entkommen konnte.

Aber die Flut stieg noch viel höher und verschlang Wiesen und Wälder, Häuser und Ställe, Mensch und Vieh, bis zum Schluss die ganze blühende Gegend in den Wogen eines riesigen Sees versunken war.

An sehr klaren, windstillen Tagen sieht man mitunter noch die goldene Kirchturmspitze durch die Wellen schimmern und wer ein feines Ohr hat, hört das Glockengeläut aus der Tiefe.

Brigitte Weninger

Die Opferkerze von Lavant

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde der Bau des St.-Peters-Kirchleins in Lavant vollendet. Viele Jahre lang war unter großen Mühen daran gebaut worden und nun stand alles in großer Pracht bereit. Das Einzige, was noch fehlte, war der Wetterhahn auf der Kirchturmspitze.

An einem herrlichen Spätherbsttag sollte auch dieser endlich aufs Dach gebracht werden. „Schau her da“, sagte der Dachdeckermeister zu seinem jüngsten Gehilfen. „Du hast wirklich brav gearbeitet, deshalb sollst du heut den Hahn aufstecken!“

Der Bub freute sich sehr über die große Ehre und stieg gleich schneidig auf den Turm hinauf. Doch oben klammerte er sich plötzlich kreideweiß ans Schindeldach und schrie angstvoll zu den Zuschauern auf dem Vorplatz hinunter:

„Soll ich den Hahn ins erste oder ins zweite Loch stecken?“ „Was meint er denn?“, fragte der Meister verwirrt. „Die Kirchturmspitze hat doch nur ein einziges Loch!“ Doch plötzlich begriff er: „Den armen Buben hat der Schwindel gepackt!“ Im selben Augenblick entglitt dem Gehilfen der Wetterhahn und dann verlor er selbst den Halt.

„Heilige Maria von Lavant – hilf!“, schrie der Bursch im höchsten Entsetzen und stürzte vom Dach herab. „Wenn du mich rettetest, bring ich dir eine Opferkerze so schwer wie ich selber!“

Dann verlor er vor Schreck das Bewusstsein und merkte gar nicht, dass er völlig unversehrt in einem hohen Laubhaufen landete, der neben der Kirche zusammengekehrt worden war. Die heilige Maria hatte sein Flehen erhört.

Einige Zeit später wollte der Gerettete sein heiliges Gelöbnis einlösen und eine Opferkerze kaufen. Da fiel ihm ein, dass er gar nicht wusste, wie schwer er eigentlich war.

So wanderte er am nächsten freien Tag nach Lienz hinaus, um sich dort auf der Waage eines großen Viehhändlers wiegen zu lassen. Doch wie erstaunt waren alle, als sie erfuhren, dass der junge Bursche nur ein Kilogramm wog!

Ob nun die Waage des Viehhändlers etwas Falsches anzeigte oder ob die heilige Maria ein zweites Wunder vollbracht hatte, um den Geldbeutel des Buben zu schonen, ist nicht bekannt.

Brigitte Weninger

Die Speckseite im Roten Turm

Eines der alten Wiener Stadttore, die inzwischen abgerissen wurden, war der Rote Turm, an den noch die Rotenturmstraße erinnert. Mit diesem Torturm aber hatte es eine besondere Bewandnis. Im ganzen Kaiserreich spöttelte man damals darüber, dass in Wien die Frauen das Sagen hätten und dass sich die gutmütigen Wiener viel zu sehr vor ihren Ehegenossinnen fürchteten, um gegen dieses Regiment aufzubegehren. Darüber beschwerten sich die Wiener beim Stadtmagistrat: „Diese Frotzelei können wir uns nicht länger bieten lassen. Wir stehen ja vor aller Welt als Feiglinge und Pantoffelhelden da!“

Da kam ein findiger Beamter auf folgende Lösung: Er ließ eine große Speckseite in den Roten Turm hängen, und derjenige, der eindeutig beweisen konnte, dass ER der Herr in seinem Hause sei, sollte diesen Speckbacken als offizielle Belohnung bekommen.

*Befind't sich irgend hier ein Mann,
der mit der Wahrheit sprechen kann,
dass ihm sein' Heirat nicht gerauen
und fürcht' sich nicht vor seiner Frauen,
der mag diesen Backen herunterhauen!*

So stand es für jedermann sichtbar eingraviert auf einer Tafel.

Die Wiener Männer waren mit dieser Verfügung zufrieden und Tausende von ihnen gingen täglich an dem baumelnden Speck vorbei. Seltsamerweise dauerte es fast hundert Jahre, bis sich an den Stammtischen eine frohe Kunde verbreitete: „Es hat sich einer gemeldet, der den Speck haben will!“

Am festgesetzten Tag kam eine riesige Menschenmenge zum Roten Turm. Jeder wollte den sagenhaften Mann aller Männer sehen.

Schließlich marschierte er unter lauten Jubelrufen heran – jung, fesch, prächtig gekleidet und hocherhobenen Hauptes. Er war schon seit einigen Wochen verheiratet und seine Angetraute umsorgte ihn noch immer aufs Beste. Sie hatte ihm bisher kein einziges böses Wort gesagt und las ihm jeden Wunsch von den Augen ab. So meinte der junge Ehemann, der unumschränkte Herrscher im Haus zu sein und als erster Wiener ein Anrecht auf den Speckbacken zu haben.

Schon wurde unter den strengen Augen des Magistratschreibers eine Leiter angelegt, als der Mann aller Männer plötzlich innehielt. „Momenterl bittscheen!“, meinte er. „Ich muss nur schnell meinen schönen Sonntagsrock ausziehen.“

„Warum denn das?“, wollte der erstaunte Stadtschreiber wissen.

„Weil der Speck fettig ist, net wahr?“, sagte der junge Ehemann würdevoll. „Und weil meine Frau den Rock grade frisch gereinigt hat. Wenn ich dann mit einem dicken Fettfleck heimkomm, wird sie mir eine schöne Predigt halten!“

Als die umstehenden Männer das hörten, brachen sie in lautes Gelächter aus, nahmen dem Großmaul die Leiter wieder weg und ließen nicht mehr zu, dass er hinaufstieg.

„Du bist kein bisserl besser als wir!“, höhnten sie. „Geh heim zu deiner Hausherrin!“

So blieb die Speckseite weiterhin im Roten Turm hängen, bis das Tor 1858 abgerissen wurde.

Brigitte Weninger



Warum Gott die Zwetschgen, die Äpfel und die Birnen schuf

Im Anbeginn der Zeit schuf Gott die Welt – und sie war ein Paradies. Dann aber verstießen Adam und Eva gegen das göttliche Verbot. Sie aßen die verbotene Frucht der Erkenntnis, den Apfel. Da wurde Gott fuchsteufelswild und ließ die zwei durch einen Engel aus dem Paradies vertreiben. Die Welt außerhalb des Paradieses war aber eine unwirtliche Einöde. Deshalb sorgten die Engel fortan für die Menschen, damit sie in dieser kargen neuen Welt zurechtkamen. Das Leben war trotzdem schwierig genug. Die Menschen fanden kaum genug zu essen. Oft litten sie Hunger und Not.

So flogen die Engel immer und immer wieder hinauf zum göttlichen Thron und berichteten, wie entbehrensreich und mühsam das Leben der Menschen jetzt war. Gottes Wut war längst verraucht. Ja, die göttliche Milde kehrte zurück. Mit der Zeit taten dem Schöpfer diese armen Wesen leid. Gott beschloss deshalb, ihr Los zu mildern, und schuf einen Zwetschgenbaum. Im Paradies hatte es davon viele gegeben, aber außerhalb, in der Einöde, war das der erste.

Neugierig kosteten die Menschen von seinen Früchten. Die schmeckten viel besser als alles andere. Bald entbrannte ein Streit um die köstlichen Zwetschgen. Und es blieb nicht bei Worten. Schließlich wurden die Menschen handgreiflich und gingen mit Gewalt aufeinander los.

Wieder flogen die Engel zum Himmel und berichteten vom Streit um die göttlichen Früchte. „Ein Baum ist wohl zu wenig“, sagte sich Gott – und schuf auch einen Apfelbaum. Die Menschen waren begeistert. Endlich konnten sie ohne schlechtes Gewissen von den göttlichen Äpfeln essen. Und

wieder kam es nach der ersten Freude zu heftigen Streitereien um die köstlichen Früchte.

Einmal mehr waren die Engel gefragt. Sie berichteten Gott, dass es beim Kampf um die Äpfel Verletzte und sogar Tote gegeben hatte. Es war alles nur schlimmer geworden.

Also schuf Gott auch noch den Birnbaum. Und gleich ging der Streit um die Birnen los. Die Engel wussten bald nicht mehr, wo ihnen der Kopf stand. Sie flogen von der Erde zum Himmel und überbrachten eine unheilvolle Botschaft nach der anderen. „Wenn reichlich da ist, dann hat der Streit wohl ein Ende“, sagte sich Gott. Deshalb schuf Gott auch noch die Nüsse und die Mandeln, die Quitten und die Marillen, die Kastanien und die Schlehen, die Zitronen und die Orangen.

Der Zwist und die Auseinandersetzungen nahmen aber trotz dieser Fülle kein Ende. Schließlich verstand Gott, dass es nicht die Not war, die die Menschen antrieb, sondern die Gier.

Es half also nichts, den Menschen noch mehr vom himmlischen Segen zukommen zu lassen. Der Keim des Übels lag in den Herzen der Menschen. So gab Gott den Engeln eine Botschaft mit: „Genug ist genug. Kein Mensch soll mehr haben, als er braucht, um wirklich satt zu werden. Alle, die das verstehen und danach handeln, werden zufrieden sein und wieder im Paradies leben auf Erden.“

Viele Menschen waren allerdings derart mit sich und ihrem Besitz beschäftigt, dass sie gar nicht hinhörten. Einige allerdings hörten nicht nur hin, sondern verstanden auch, was Gott damit sagen wollte. Und die haben seither das Glück auf ihrer Seite.

Helmut und Ursula Wittmann

Unsere Sonne

Vor langer, langer, sehr, sehr langer Zeit, da hatten die Götter und Göttinnen eine Menge Sonnen geschaffen und sie hinaus ins All geschickt, damit sie überall Licht und Wärme verbreiten sollten. Die Sonnen aber taten, was sie wollten: Sie sammelten sich an einem Fleck, waren beisammen und freuten sich ihrer gegenseitigen Gesellschaft. Sie feierten, sangen, tanzten ... und erzählten einander Geschichten.

Die Göttinnen und Götter waren damit gar nicht zufrieden. Die Götterbotin schlug vor, zu den Sonnen zu reisen und ihnen ins Gewissen zu reden. Aber die anderen hatten Zweifel. Wie sollte sie die Sonnen dazu bringen, sich voneinander zu trennen und ihre Aufgabe zu erfüllen?

Schmunzelnd machte sich die Götterbotin dennoch auf den Weg. Als sie nach langer Reise am Ort der großen Helligkeit anlangte, trat sie mitten in die Versammlung der Sonnen.

„Wollt ihr eine neue Geschichte hören?“, fragte sie. Und die Sonnen, denen der Stoff langsam ausging, stimmten begeistert zu.

„Vor langer, langer, sehr, sehr langer Zeit“, so begann die Götterbotin, „lebten einmal in einem finsternen, dunklen Winkel des Universums Wesen, die waren recht liebenswürdig. Jedes von ihnen hatte zwei Beine, zwei Arme, zwei Ohren, zwei Augen, eine Nase, einen Mund und ein bisschen Fell auf dem Kopf. Sie lebten in Kälte und Finsternis, sodass sie unentwegt froren. Außerdem stolperten sie immer wieder über etwas und taten sich weh. Es war ein quälendes Dasein und manchmal sehnten sie sich danach, dass ihr Leben anders und

leichter wäre. Singen und Erzählen konnten sie und das war es, was ihnen etwas Hoffnung machte. So froren und hofften sie lange, lange Zeit, aber nichts geschah.“

„Das ist ja schrecklich!“, platzte da eine sehr kleine Sonne heraus. „Kann man denn gar nichts machen, um der Geschichte eine Wendung zu geben?“

„Doch“, erwiderte die Götterbotin verschmitzt. „Eine Sonne – es kann auch eine ganz kleine sein – müsste dorthin reisen und sich an jenem Ort aufhalten. Ja, sie müsste einfach nur dort sein, dann würde es diesen Wesen mit den zwei Beinen, den zwei Armen, zwei Ohren, zwei Augen, der einen Nase, dem einen Mund und dem bisschen Fell auf dem Kopf bald sehr viel besser gehen. Sie hätten es wohliger warm und brauchten nicht mehr zu frieren. Sie hätten es hell und könnten im Licht alles sehen und erkennen, sodass sie sich nicht mehr an Steinen und Bäumen stoßen würden. Sie könnten tanzen und in Freude leben, wie sie es schon lange Zeit gehofft hatten ...“

Die kleine Sonne war verblüfft und entschlossen zugleich. Sie nahm Abschied von ihren Freundinnen und reiste den weiten, weiten Weg bis in jenen abgelegenen, dunklen Winkel des Universums. Seitdem wohnt sie hier und gibt Tag für Tag den Wesen mit den zwei Beinen, den zwei Armen, zwei Ohren, zwei Augen, der einen Nase, dem einen Mund und dem bisschen Fell auf dem Kopf Licht und Wärme – unsere Sonne.

Margarete Wenzel

Von der alten Frau, zu der der liebe Gott auf Besuch kam

Vor langer, langer Zeit, war's gestern oder war's heut, da lebte einmal eine alte Frau. Die bemühte sich mit aller Kraft und Ehrlichkeit um ein gutes und gottgefälliges Leben.

Einmal hatte sie bei Nacht einen eigenartigen Traum. Eine Stimme war da zu hören. Die ging ihr durch und durch. „Gute Frau“, sagte die Stimme, „ich sehe, wie aufrichtig du dich um ein gutes Leben bemüht. Morgen werde ich deshalb zu dir auf Besuch kommen.“

Beim Aufwachen ging der Frau der Traum immer noch durch den Kopf. „Das war der liebe Gott“, sagte sie sich. „Der liebe Gott kommt heute zu mir auf Besuch!“ – Ja, sie konnte es kaum fassen: „Diese Stimme war so durchdringend und so voller Kraft! Das muss der liebe Gott gewesen sein!“

Und wenn schon der liebe Gott zu Besuch kommt, dann heißt es natürlich alles aufs Beste vorzubereiten. Gleich begann die alte Frau zu kehren und zu putzen. Sie schrubbte die Böden, sorgte dafür, dass die Fenster blitzblank waren. Dann begann sie zu kochen: Suppen, Braten, Knödel, Stöcklkraut, Salzerdäpfel, Strudel und Kuchen. Dazu noch Salat. Aus dem Wirtshaus holte sie frisches Bier. Ach ja, der liebe Gott trank sicher gern guten Wein. Das wusste sie ja vom Letzten Abendmahl. Also musste auch der noch her. Endlich war sie fertig.

Richtig fertig war sie – und verschwitzt. Schnell noch gewaschen und das Festtagsgewand angezogen. Jetzt fehlte nichts mehr, alles war bereit. – Und was war mit dem lieben Gott?

Es war schon früher Nachmittag. Er musste also bald kommen.

Müde von der vielen Arbeit setzte sich die alte Frau auf die Ofenbank. Da klopfte es auch schon an der Tür. Das musste er sein!

Geschwind auf, das Kleid geglättet, und hin zur Tür. Da stand ein Hausierer vor ihr. „Schau her, gute Frau, was ich für dich habe“, sagte er, „schöne Bänder kann man immer brauchen! – Die sind auch recht günstig. Nur eine Bitte: Lass mich bei dir ein wenig aufwärmen. Es ist gar so kalt!“ – „Nichts für ungut“, sagte da die alte Frau, „aber du kommst im Moment wirklich ungelegen! Schau nur, wie schmutzig du bist. Zu mir kommt heute der liebe Gott auf Besuch. Du wirst verstehen, dass ich dich da nicht hereinlassen kann, so dreckig wie du bist! Ein anderes Mal gern, aber jetzt schau zu, dass du weiterkommst!“ Und schon hatte sie ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen.

Wieder setzte sie sich auf die Ofenbank. Die Zeit verging. Schön langsam müsste er doch kommen, der liebe Gott! Und tatsächlich – da klopfte es wieder.

Also geschwind hin zur Tür: Vor ihr stand eine Bettlerin. „Ich bitte dich, lass mich bei dir ein bisschen aufwärmen“, sagte sie. „Es ist gar so kalt draußen! Und großen Hunger habe ich auch!“ – „Nein, heute geht es beim besten Willen nicht“, sagte die alte Frau, „zu mir kommt heute der liebe Gott zu Besuch. Da lass ich mir doch von dir das Haus nicht verstimmen. Da hast du ein Stück vom warmen Strudel. Einen heißen Tee kannst du auch haben. Aber such dir woanders einen Platz. Ich bin nicht die Einzige, die eine warme Stube hat. Ein anderes Mal kannst du gerne wiederkommen, heute nicht.“ Und schon war die Tür wieder zu.

„Jetzt muss er doch bald kommen, der liebe Gott“, sagte sich die alte Frau, als sie wieder auf der Ofenbank saß. Die Zeit verging und mit ihr der Tag. Da klopfte es wieder. Also einmal mehr auf und hin zu der Tür.

Da stand ein Bettelmusikant. „Darf ich dir eins aufspielen, gute Frau?“, fragte der. „Der Wind bläst gar so kalt. Jetzt hat es auch noch zu schneien angefangen. Ich bitte dich, lass mich bei dir ein bisschen aufwärmen. Dafür spiel ich dir auch die schönsten Stücke!“ – „Nein, nein, nein“, sagte da die Alte. „Heute passt das gar nicht! – Der liebe Gott kommt heute zu mir zu Besuch. Alles ist geputzt und aufs Beste vorbereitet. Schau dich an, wie nass und wie dreckig du bist. Dein Geruch ist auch nicht der feinste. Stell dir vor, wenn der liebe Gott kommt und dich da findet. Da vergeht ihm glatt der Appetit!“

Sie drückte dem Mann noch ein Stück Lebkuchen in die Hand und schenkte ihm einen ordentlichen Schluck Schnaps ein, dann war die Tür wieder zu.

Langsam wurde es finster. Die alte Frau saß müde und erschöpft auf der Ofenbank. Sie spürte, wie ihr der Kachelofen den Rücken wärmte. Das tat gut. „Wann kommt er denn nur, der liebe Gott?“, fragte sie sich. Da ging ihr ein Schläfchen zu. Wohlig glitt sie hinüber ins Reich der Träume und wer kam ihr da unter: der liebe Gott!

Jetzt war die alte Frau empört: „Also alles was recht ist, lieber Gott!“, schimpfte sie. „Gestern hast du mir versprochen, dass du mich besuchen kommst – und was war? Nichts!“

„Wie meinst du das?“, fragte der liebe Gott. „Als lieber Gott darfst du doch keine leeren Ver-

sprechungen machen!“, schimpfte die alte Frau. „Und lügen darfst du erst recht nicht! – Ich habe mir solche Mühe gegeben, habe alles aufs Beste vorbereitet, geputzt und gekocht. – Und wer kommt nicht? Du!“

„Was heißt, ich hätte dich nicht besucht?“, meinte da der liebe Gott. „Drei Mal bin ich bei dir gewesen – aber du hast mich ja nicht hineingelassen!“ In der Früh ging der alten Frau beim Munterwerden der Traum immer noch durch den Kopf: Drei Mal hatte sie der liebe Gott besucht und sie, sie hatte ihn nicht ins Haus gelassen! Wie konnte sie nur so herzlos und dumm sein – und das Offensichtliche nicht sehen? Auf der Stelle beschloss sie, es künftig besser zu machen.

Wenn fortan jemand vor ihrer Tür stand und um etwas zu essen, zu trinken oder um einen Platz zum Aufwärmen bat, dann gab sie – und das reichlich! „Wer weiß, vielleicht ist es ja der liebe Gott!“, sagte sie sich. „Und wer will schon den lieben Gott mir nix dir nix vor der Tür stehen lassen?“

Ja, und wer weiß, wie oft der liebe Gott wirklich noch zu ihr auf Besuch kam.

Helmut und Ursula Wittmann/Illustration Agnes Ofner



Die beiden Nachbarinnen

Es waren einmal zwei alte Frauen, die lebten in guter Freundschaft als Nachbarinnen. Sie kannten einander fast ihr Leben lang. Die eine hatte ihren Mann als Gast auf der Hochzeit der anderen kennengelernt. Ihre Kinder hatten miteinander am nahegelegenen Teich gespielt, ihre Männer einander bei der Arbeit ausgeholfen. Die eine hatte der anderen zugehört, als sie mit ihrer Tochter ständig stritt. Die andere hatte die eine getröstet, als ihr Sohn aus einem Krieg nicht mehr heimgekehrt war. Die beiden Frauen hatten einander beigestanden, als die Kinder, groß geworden, eins nach dem anderen das Haus verließen. Schließlich mussten sie beide im gleichen Jahr ihre Männer begraben.

Die zwei redeten über alles Mögliche, teilten Sorgen und Freuden.

Dabei gerieten sie eines Tages in einen Streit. Worum es ging, wird nicht erzählt. War es, weil sie mit dem Alter ein wenig sturer geworden waren, war es ein Missverständnis oder ein alter, nie ganz gelöster Groll, der schon lange schwelte?

Was auch immer der Anlass gewesen sein mag, dieser Streit war einfach nicht beizulegen. Ein Wort gab das andere, und jedes klang schärfer. Am Ende kam es noch schlimmer, denn irgendwann hörten sie auf zu sprechen.

Wenn aber zwei gar nicht mehr miteinander reden, kann ein Missverständnis auch nicht geklärt und ein Streit schwerlich beigelegt werden. Stattdessen wächst der Zorn auf beiden Seiten, der Ärger flammt ein ums andere Mal wieder auf, und in Gedanken wächst der Unmut. Als Tage und Wochen ohne eine Geste der Versöhnung vergingen, wurde

es immer unmöglicher, einander zu vergeben. Die eine war auf die andere wütend, die andere auf die eine, und beide hatten ihre „guten Gründe“. Weil sie nicht mehr miteinander sprachen, machten sie ihrem Zorn in kleinen Gesten Luft. Böse Blicke, Gemurmel mit anderen Frauen auf dem Markt, ein fauler Apfel voller Wespen, der am Grundstück der Nachbarin lag, den Frauen kam so manches in den Sinn.

Da verfiel eine der beiden irgendwann auf den Einfall, einen Graben zwischen ihren Grundstücken zu ziehen und ihn mit Wasser aus dem Teich zu füllen. Als die andere das sah, ärgerte sie sich maßlos darüber, dass ihr das nicht selber eingefallen war.

An dem Tag, an dem sie über den mit Wasser gefüllten Graben gestolpert war, kam bei ihr ein Wanderer vorbei. Er war einer von denen, die von der Hand in den Mund lebten und von der Arbeit, die sie da und dort fanden. Er hatte dunkle Locken, ein ehrliches, offenes Gesicht, einen klaren Blick und den Gang eines Menschen, der seit Jahren unterwegs ist. So einer wie er war wohl schon durch vieler Menschen Leben gewandert.

Der Fremde erinnerte die Frau ein klein wenig an den Ältesten ihrer Nachbarin, der einst aus dem Krieg nicht mehr heimgekommen war. Doch der wäre jetzt schon viel älter als dieser Fremde. Die Witwe fühlte sich einsam, seit sie nicht mehr mit ihrer Nachbarin sprach. Außerdem kann auch eine alte Frau sich wohl am Anblick und an der Gesellschaft eines gutgewachsenen, freundlichen jungen Mannes erfreuen.

Als er sie also nach Arbeit fragte, überlegte sie gut. Während sie ihren Blick über den Hof schweifen ließ, sah sie den Graben, und da kam ihr ein Einfall: „Ja, ich weiß, was du tun kannst. Bau mir doch einen Zaun auf meiner Seite des Grabens, einen recht hohen, dann muss ich nicht einmal mehr hinüberschauen zur Nachbarin!“

Er meinte, das könne er wohl tun. Nachdem sie das Holz für den Zaun zusammengesucht hatten und die Werkzeuge, die er nicht selber dabei hatte, erzählte sie ihm abends am Feuer die ganze leidige Geschichte ihres Streits. Er wiederum teilte seine Märchen und Lieder mit ihr. Die, die sonst nichts besitzen, kein Land und kein Haus, sind oft reich an Geschichten und tragen viele davon zu den Menschen. Die Frau legte an diesem Abend besonders viele Scheite in den Kamin, weil sie sich an der Stimme des jungen Mannes gar nicht satt hören konnte.

Am nächsten Tag war Markttag, und sie wollte in die Stadt. Sie ließ den Fremden allein zurück und dachte sich, einer, der einen so geraden Blick hat, würde wohl nichts stehlen und auch nicht vor getaner Arbeit verschwinden.

Am Ende dieses Tages kam sie wieder. Sie war so guter Laune wie lange nicht und freute sich auf einen zweiten Abend in angenehmer Gesellschaft. Von weitem schon hielt sie Ausschau danach, wie weit er mit seiner Arbeit gekommen war. Wer weiß, vielleicht war der Zaun ja schon halb fertig?

Doch sie kam näher und näher und konnte nicht einmal Pfosten entdecken, die er eingeschlagen hatte. Als sie schließlich ihren Hof erreichte, sah

sie, dass der Wanderer aber nicht untätig gewesen war. Doch er hatte mit ihrem Holz und ihrer beider Werkzeug keinen Zaun gebaut, sondern eine Brücke über den Graben.

Auf dieser Brücke stand die Nachbarin mit Tränen in den Augen und sagte zur Begrüßung: „Was für eine Geste! Du hast mich beschämt, lass uns endlich Frieden schließen.“

Ohne lange nachzudenken tun wir zuweilen die weisesten Dinge. Ohne zu überlegen lief die Frau nun von ihrer Seite auf die Brücke und umarmte ihre alte Freundin lange. Da floss das Wasser nicht nur unter der Brücke, sondern es fielen auch Tränen aus den Augen der beiden.

An diesem Abend saßen sie zu dritt am warmen Feuer, teilten Geschichten und sangen alle drei. Die beiden Frauen waren dem Wanderer sehr dankbar. Am nächsten Morgen hätten sie so manche Arbeit für ihn gefunden und ihn gern noch eine Weile aufgehalten. Doch er meinte, er müsse weiterziehen, es gäbe für einen wie ihn noch einiges zu tun in dieser Welt.

Frau Wolle/Illustration Almuth Mota



Da lachte die Fee!

Vor langer, langer Zeit, war's gestern oder war's heute, da lebte einmal ein Bauer. Der hatte zusammen mit seiner Frau und seiner alten Mutter ein hartes Leben. Trotz aller Mühe und Arbeit reichte es gerade zum Nötigsten. Oft war Schmalhans Küchenmeister.

Einmal ging der Bauer im späten Herbst in den Wald, um einen Baum zu fällen. „Ach“, seufzte er, „warum kann das Leben nicht ein wenig leichter sein. Immer nur schufteten, schufteten, schufteten. Und was schaut dabei heraus – nichts als das nackte Überleben.“ Schweren Schrittes stapfte er hinauf in den Bergwald.

Na ja, immerhin war der Baum, den er fällen wollte, groß und mächtig. Dafür würde er gutes Geld bekommen. Das würde das Leben wieder ein klein wenig leichter machen.

Beim Baum angekommen, packte der Bauer das Werkzeug aus. Er nahm die Hacke und holte damit aus, als ob er den Baum mit einem Hieb umhauen wollte.

In diesem Moment aber ging der Baum vor ihm auf. Eine wunderschöne Frau kam zum Vorschein: Das war eine Fee! „Halt ein!“, rief sie. „Schlag den Baum nicht um! Verschone ihn! Der Baum ist mein Zuhause!“



Der Bauer war baff. Er stand da, fassungslos, wie vom Blitz getroffen. „Na, wenn das so ist ...“, stammelte er, „... dann ... dann verschone ich ihn halt, den Baum. Aber wir bräuchten halt das Geld!“ „Hör zu, Bauer“, beruhigte ihn die Fee, „was du tust, soll nicht umsonst geschehen. Dafür, dass du meinen Baum verschonst, gebe ich dir die Kraft, dass dir ein Wunsch in Erfüllung geht. Gleich, was du dir wünschst!“

Der Bauer musste das alles erst fassen. Er brauchte Zeit, Zeit zum Nachdenken. „Da habe ich aber eine Bitte!“, sagte er. „Das alles will gut überlegt sein. Gib mir dafür ein wenig Zeit!“

„Gut“, sagte die Fee, „das ist ein weiser Vorschlag. Komm in drei Tagen wieder und sag mir, was du dir wünschst. Das wird dann erfüllt werden.“

Im nächsten Moment stand der Baum wieder da wie eh und je. Von einer Fee war nichts mehr zu sehen. Der Bauer aber packte sein Werkzeug wieder zusammen und machte sich auf den Heimweg. Dabei überlegte er die ganze Zeit: Was sollte er sich wünschen?

Ein Schloss mit prächtigen Schätzen und einer großen Dienerschaft wäre verlockend. Oder doch lieber einen imposanten Gutshof mit viel Vieh und viel Grund? Damit hätte man immer ein gutes Leben, und gesund wäre es wohl auch!

Zuhause angekommen war er immer noch in Gedanken versunken. „Mein lieber Mann, du bist heute aber früh zurück!“, meinte seine Frau. „Liebe Frau, du wirst es nicht glauben, was heute geschehen ist“, sagte er mit leuchtenden Augen, „und doch ist es wahr!“

Drauf erzählte er ihr von dem Baum, von der Fee

und von dem Wunsch. „Und jetzt überlege ich schon die ganze Zeit, was wir uns wünschen sollen, damit wir ein gutes Leben haben: Vielleicht ein prächtiges Schloss oder einen stattlichen Gutshof?“

„Was sagst du? Wir haben einen Wunsch frei? Der wird erfüllt – gleich was es ist – und du, du denkst nur an Geld und Gut?“, hakte seine Frau ein. „Das ist doch ganz klar, was wir uns wünschen: Ein Kind möchte ich! Endlich kann unser sehnlicher Wunsch nach einem Kind erfüllt werden! Gibt's denn etwas Schöneres?“

„Aber nein, Frau, überleg doch einmal“, meinte der Mann, „wir haben selber kaum genug zum Beißen – und du willst ein Kind? Wie sollen wir denn auch noch ein Kind durchbringen? Da leiden wir doch alle miteinander Hunger und Not.“

„Nein“, gab die Frau zurück, „es heißt doch: Schickt der Herrgott das Haserl, so schickt er auch das Graserl! Wenn wir erst das Kind haben, wird sich schon alles finden. Und ich möchte ein Kind!“ Sie setzte sich hin und weinte bitterlich.

Da kam die alte Mutter des Bauern herein. „Was hast du denn?“, fragte sie die junge Bäuerin, „warum weinst du?“

„Ach, es ist wegen deinem Sohn“, klagte die Junge, „jetzt könnte mein Wunsch nach einem Kind endlich in Erfüllung gehen. Aber er, er denkt nur an Geld und Gut.“ Drauf erzählte sie der alten Frau von dem Baum, von der Fee und dem Wunsch.

Da wurde die Alte ganz ernst und meinte bitter: „Ja, so seid ihr! Ihr denkt immer nur an euch! – Ich spüre, dass ich auf meine alten Tage blind werde. Mehr und mehr lässt mein Augenlicht nach. Soll ich

denn blind in die Grube rumpeln? Nein! Ich möchte wieder sehen – und zwar klar und deutlich. Jetzt könnte mir der Wunsch erfüllt werden. Aber wer kümmert sich um eine alte Frau, für die es dunkel wird im Leben.“ Sie setzte sich auf die Ofenbank und weinte ebenfalls bitterlich in sich hinein.

Der Bauer wusste jetzt überhaupt nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Was sollte er nur tun? In seiner Not ging er an die frische Luft, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen – hinaus in den Wald. Dort setzte er sich unter einen Baum. Bald darauf war er eingeschlafen.

Als er wieder munter wurde, musste er kurz überlegen: Wo und warum war er denn da? Ach ja, der Wunsch!

Und in diesem Moment wusste er, wie er es angehen musste. Gleich machte er sich auf zum Baum. Dort klopfte er sacht gegen den Stamm. Da ging der Baum auf. Die Fee kam wieder zum Vorschein. „Weißt du jetzt, was du dir wünschst?“, fragte sie ihn. „Ja“, sagte er bestimmt, „ja, das weiß ich ganz genau.“

„Dann sprich!“, sagte die Fee.

„Hör zu!“, sagte er entschlossen. „Ich wünsche mir, dass meine alte Mutter mit bestem Augenlicht und klarem Blick zuschaut, wie meine liebe Frau unser neugeborenes Kind voll strahlender Gesundheit in eine Wiege aus Gold, Edelsteinen und Diamanten legt!“ Da lachte die Fee.

„Gut“, meinte sie, „so soll es sein!“

Und genauso war es auch. Sie haben das Ziel ihrer Wünsche erreicht, heißt es. Geb's Gott, dass wir es auch erreichen!

Helmut und Ursula Wittmann/Illustration Agnes Ofner

Der Geist der Erde

Noch bevor es Menschen gab, lebte der Geist der Erde ganz allein in seinem Dorf. Er hatte genug zu essen. Er hatte genug zu trinken. Er hatte genug Tabak zu rauchen. Dennoch saß er oft da und war unfroh. Etwas fehlte ihm.

Eines Tages ging er hinaus aufs Feld. Dort wuchs ein großer Baum mit Kola-Nüssen. Er packte den Baumstamm und rüttelte daran. Unzählige Kola-Nüsse prasselten herab. Er hob davon so viele auf, wie er tragen konnte, und schleppte sie zum Dorfplatz. Dort legte er sie hin, ging um den Haufen herum, sah ihn sich genau an, wiegte besorgt den Kopf, schüttelte ihn und ging wieder aufs Feld hinaus. Er sammelte alle Kola-Nüsse auf, die noch herumlagen, und trug sie ebenfalls auf den Dorfplatz. Der Haufen Kola-Nüsse war nun viel höher und breiter geworden. Prüfend umkreiste ihn der Geist der Erde. Er war noch immer nicht zufrieden. Also ging er ein drittes Mal aufs Feld hinaus. Er schüttelte den Kola-Baum mit aller Kraft und abermals prasselten Nüsse in großer Menge herab. Sie alle klaubte der Geist der Erde auf und trug sie ins Dorf. Nun war der Haufen Kola-Nüsse sehr groß und der Geist der Erde wirkte endlich zufrieden.

Doch dann machte er sich erst recht ans Werk. Er schleppte alle Kola-Nüsse hinunter zum Meer. Dort lag sein schönes Boot, aus Holz geschnitzt und bunt bemalt.

Als alle Kola-Nüsse im Boot waren, war kaum mehr Platz für den Geist der Erde. Er zwängte sich dennoch hinein und pfiiff. Ein Krokodil paddelte herbei. Der Geist der Erde legte ihm ein Zaumzeug um. Auf seinen Befehl hin zog es das Boot weit hinaus aufs Meer, so weit, bis das Festland nur noch eine Ahnung am Horizont war.

Da nahm der Geist der Erde eine Kola-Nuss, hauchte sie an, sprach: „Werde ein Mensch!“ und warf sie ins Wasser, in Richtung Festland. Die Nuss schwamm davon. Der Geist der Erde schaute kurz hinterher, griff dann nach der nächsten Nuss, hauchte sie an, sprach: „Werde ein Mensch!“ und warf sie ins Wasser. So tat er es mit jeder Nuss im Boot. Wie eine Herde schwammen sie dahin. Von fern sahen sie aus wie Lebewesen, von denen beim Schwimmen nur die Köpfe über Wasser waren.

Endlich war der Geist der Erde fertig. Keine Nuss war mehr bei ihm. Er pfiiff das Krokodil herbei, damit es ihn im Boot zurück zum Festland zog. Und das war jetzt unglaublich leicht, denn was wiegt schon ein Geist? Sie erreichten das Ufer. Der Geist der Erde verabschiedete sich vom Krokodil und stieg aus dem Boot. Er sah am Ufer die Menschen stehen, Kinder, Frauen und Männer. Sehr viele waren es. Sie winkten ihm zu und riefen „Hallo, hier bin ich!“, „Und hier bin ich!“, „Ich bin hii-ier!“, „Hallo, siehst du mich?“, „Hallo ich bin's!“, „Hallo, Geist der Erde, willkommen zurück!“, „Hier bin ich, schön, dass du da bist!“ ...

Alle miteinander gingen sie hinauf ins Dorf, entfachten ein Lagerfeuer und kochten Maisbrei. Dann aßen und tranken sie genüsslich. Als sie satt und zufrieden waren, stopfte der Geist der Erde seine Pfeife, entzündete sie, schmauchte ein wenig und reichte sie weiter. Sie rauchten die Pfeife, reichten sie im Kreis herum und dann begannen sie, jede Menge Geschichten zu erzählen.

Seitdem ist der Geist der Erde nie mehr allein und langweilig ist ihm auch nie mehr. Und wenn sie nicht aufgehört haben, dann sind sie jetzt noch beim Lauschen und Geschichten-Erzählen.

Margarete Wenzel

Der junge Alte

Einst gab es eine Königin, die so weise und umsichtig herrschte, dass eine Zeit des Glücks in ihrem Reich anbrach. Sie hatte die Angewohnheit, alleine durchs Land zu reiten, um zu erfahren, was die Menschen sprachen, und zu verstehen, was sie brauchten. Eines Tages war sie unterwegs und kam dabei an den Rand eines Waldes.

Dort sah sie einen sehr alten Mann bei der Arbeit. Als sie näher kam, erkannte sie, dass er dabei war, Bäume zu pflanzen. Doch er grub keine Fichten ein, die schnelles Holz und rasches Geld bringen. Nein, der Greis pflanzte eine Eiche, einen Holzapfelbaum, eine Esche, eine Linde ... und noch manch anderen Baum.

Die Königin wunderte sich darüber, denn sie wusste, wie lange diese Bäume brauchen, um zu wachsen. So stieg sie vom Pferd, grüßte freundlich und fragte den Alten: „Höre, was mühst du dich so ab? Du wirst nie im Schatten dieser Bäume sitzen können. Nie wirst du die Eicheln sammeln oder aus den Holzäpfeln Schnaps brennen. Nie wirst du die Eschenblätter an deine Ziegen verfüttern oder unter der Linde Hochzeit halten. Warum machst du dir die ganze Arbeit?“

Der Alte richtete sich langsam auf, schaute der Königin ins Gesicht und antwortete bedächtig: „Meine Königin, es ist so, wie es sein muss. Diejenigen, die vor mir kamen, haben die Bäume für mich gepflanzt und den Wald gehegt. Ich aber, ich pflanze sie für diejenigen, die nach mir kommen werden.“ Diese Antwort gefiel der Herrscherin. Weil sie eine Königin war, griff sie in ihre Tasche und schenkte dem alten Mann als Lohn für seine Weisheit ein ganzes Goldstück.

Dieser nahm es, verneigte sich und meinte: „Sieh, wie es mir ergeht! Die meisten Bäume tragen erst nach vielen Jahren Früchte. Diese hier habe ich eben erst gepflanzt und schon jetzt haben sie mir Ernte eingebracht.“

Da musste die Königin lachen und staunte noch einmal über die Klugheit des Alten. Weil sie oft wenig zu lachen hatte, schenkte sie dem Greis ein zweites Goldstück. Dieser verneigte sich daraufhin noch tiefer mit den Worten: „Meine Königin, wieder kannst du sehen, wie mein Leben verläuft. Die meisten Bäume tragen ja nur einmal im Jahr Früchte, diese hier haben mir heute schon zwei Mal zur Ernte verholfen.“

Die Herrscherin fragte ihn nun: „Wie alt bist du, guter Mann?“ Da antwortete er ohne zu zögern: „Zwölf Jahre alt.“ Die Königin runzelte die Stirn: „Wie kann das sein, du siehst aus wie ein Greis!“

Mit der Bedächtigkeit eines Menschen, der ein ganzes Leben hinter sich und nicht mehr so viele Jahre vor sich hat, erwiderte er lächelnd: „Ach, weißt du, es ist so: Unter deinem Vorgänger gab es Unrecht, Not und Krieg. Das war kein richtiges Leben. Erst seit du Königin geworden bist, herrschen hier Frieden, Wohlstand und Gerechtigkeit. Erst da hat mein Leben wirklich begonnen. Das aber ist gerade einmal zwölf Jahre her.“

Berührt von diesen Worten konnte die Königin nicht umhin, dem Alten ein drittes Goldstück zu schenken. Sie nickte dabei nachdenklich. Dann wandte sie sich zu ihrem Pferd, stieg auf und meinte zum Abschied: „Ich danke dir für deine Worte. Wenn ich länger hier bliebe, würde ich wohl noch mehr Weises hören und dir würde am Ende all mein Gold gehören.“

Frau Wolle

Der größte Schatz

Am Rande der Wüste lebten einst in einer Beduinensiedlung zwei Freunde mit Namen Nabek und Dagar. Sie kannten einander ihr Leben lang, waren zusammen aufgewachsen und ihre Zelte standen immer nebeneinander.

Nabek besaß ein wunderschönes Pferd. Es war dunkel wie die Nacht und leichtfüßig wie der Wüstenwind, dabei stark, mutig und wild. Oft ritt Nabek auf seinem Pferd durch die Wüste, auch nachts. Unter dem weiten, sternenübersäten Himmel ließ er dann manchmal das Tier laufen, so schnell es wollte. Die Freiheit und Freude, die er dabei empfand, waren sein kostbarstes Glück. Er behandelte das Pferd wie einen Schatz, mit Liebe und Sorgfalt.

Dagar sah Nabek oft reiten. Er wurde irgendwann von der Sehnsucht ergriffen, auch ein Pferd zu haben. Doch er wollte nicht irgendein Pferd, sondern eines wie dieses. Ja, und im Grunde wollte er nicht ein Pferd, das dem seines Nachbarn nur ähnelte, sondern er wollte Nabeks Pferd besitzen.

Aus der Sehnsucht wurde ein Wunsch, aus dem Wunsch wurde mit der Zeit Verlangen, und schließlich war Dagar von den Gedanken an das schöne Tier wie besessen. Tag und Nacht träumte er davon, kein Essen schmeckte ihm mehr, kein Schlaf erquickte ihn, nichts erfreute ihn, er musste dieses Pferd haben.

So sammelte er seine Münzen zusammen, ging mit einem ledernen Beutel zu seinem Freund und Nachbarn und bot ihm all sein Geld.

Nabek lachte verwundert: „Was bringt dich auf den Gedanken, mein Pferd sei zu verkaufen? Du

weißt doch, wie kostbar es für mich ist und, dass ich es über alles liebe.“

Doch Dagar meinte: „Ich kann noch mehr Geld bringen, so viel wie du nur möchtest, doch ich bitte dich, schick mich nicht fort, verkaufe es mir.“ So ging es eine Weile hin und her, bis er einsehen musste, dass Nabek das Tier für kein Geld der Welt hergeben würde.

Dagar ließ der Gedanke an das Pferd aber nicht mehr los. Eines Nachts, als es sehr dunkel war und auch der Mond die Wüste nicht mehr erhellte, ersann er schließlich einen Plan.

Er stand in der nächsten Nacht auf, bedeckte sein Gesicht mit Lehm, wickelte sich in Lumpen und zog einen Mantel mit Kapuze an. So verhüllt legte sich Dagar dort in der Wüste auf den Boden, wo Nabek oft im Morgengrauen vorüberritt. Er lag da, hörte, wie der frühe Tag begann, und endlich vernahm er auch Hufschläge auf der Erde, die rasch näher kamen.

Nabek sah schon von Weitem ein Bündel im Sand liegen, erkannte, als er näher kam, dass es ein Mensch war, und hörte schließlich ein Stöhnen. So dachte er, dass sich jemand in der Wüste verirrt habe, am Verdursten und in Not sei. „Ich muss ihn gleich in die Siedlung bringen, er wird Wasser und Hilfe brauchen.“

Nabek stieg ab und hob den Mann auf sein Pferd, um ihn ins Dorf zu bringen. Doch kaum saß der Fremde im Sattel, richtete er sich auf, trieb das Tier an und ritt ein Stück davon. Er riss sich dabei die Kapuze vom Kopf und rief triumphierend: „Ich bin es, Dagar, und dein Pferd ist jetzt mein!“

Nabek rührte sich nicht. Er stand da, wie zu Stein erstarrt. Dagar wartete auf einen zornigen Ruf und darauf, dass der Betrogene versuchen würde, seinen Besitz wiederzubekommen.

Doch nach einer Weile sagte Nabek nur: „Es ist wahr, das Pferd gehört jetzt dir. Ich muss darum trauern und auch um unsere Freundschaft. Doch ich habe noch eine Bitte an dich.“

Misstrauisch und darauf bedacht, seinem Nachbarn nicht zu nahe zu kommen, fragte Dagar: „Was willst du denn?“

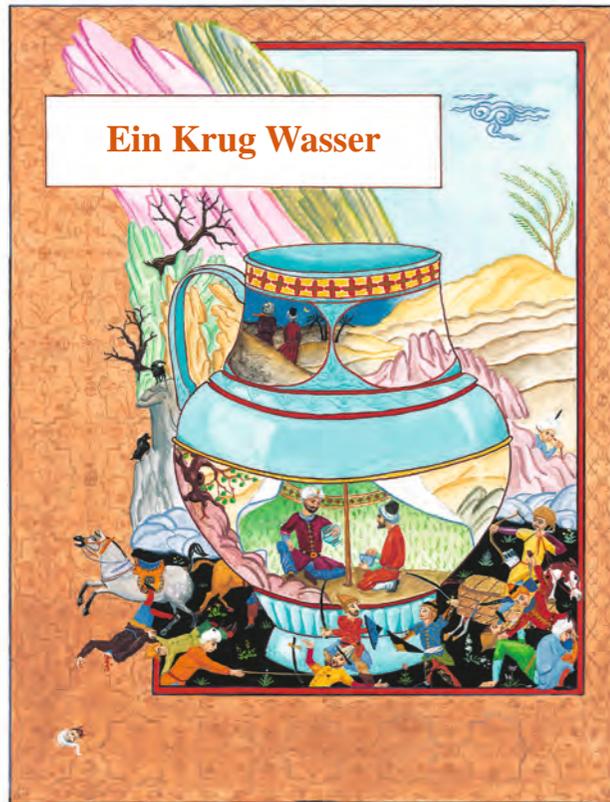
„Bitte erzähle niemandem jemals, wie du zu diesem Tier gekommen bist. Wenn diese Geschichte die Runde macht, könnte sie viel Schaden verursachen. Denn höre, das nächste Mal, wenn einer jemanden in Not sieht, denkt er vielleicht zwei Mal

nach und zögert, ehe er ihm hilft. Das Vertrauen zwischen uns ist der größte Schatz, den wir in der Wüste besitzen können. Wenn die Menschen beginnen, ihr Mitgefühl anzuzweifeln, wird großer Schaden entstehen und vielleicht sogar jemand sein Leben verlieren. Deshalb bitte ich dich, niemals zu erzählen, was du heute getan hast.“

Auf diese Worte wurde Dagar ganz still. Für eine Weile schien es, als würde selbst der Wüstenwind schweigen. Nach einiger Zeit senkte er den Kopf, stieg vom Pferd, nahm es bei den Zügeln und brachte es zu Nabek zurück: „Verzeih mir.“

An diesem Abend teilten die beiden ihr Essen miteinander und tranken dabei auf die Freundschaft und das Mitgefühl.

Frau Wolle/Illustration Almuth Mota



Ein Krug Wasser

Der berühmte Harun al Rashid war im 9. Jahrhundert Kalif von Bagdad. Er ist vor allem denen landauf und landab bekannt, die Geschichten erzählen, denn es gibt viel zu berichten über seine Erlebnisse, seine Gedanken, seine Fragen, seine Suche nach Weisheit und Wahrheit.

Harun al Rashid hatte einen Narren und Diener, ja einen Freund, der in manchen Geschichten ebenfalls auftaucht. Sein Name ist Bahloul. Als Narr und Freund konnte er dem Kalifen zuweilen jene Dinge sagen, die ein anderer nicht auszusprechen gewagt hätte.

Eine Geschichte erzählt, wie Bahloul zum Narren Haruns wurde: Eines Tages kam er an den Hof und sah den Thron des Herrschers dort stehen. Blitzschnell setzte er sich darauf und fast ebenso rasch wurde er von den Dienern des Kalifen wieder heruntergezerrt. Sie peitschten ihn im Hof des Palastes aus. Danach saß der Geschlagene weinend und klagend auf der Erde und schien sich gar nicht mehr beruhigen zu können. Schließlich hörte Harun al Rashid selbst den Lärm. Er erfuhr die ganze Geschichte und ging zu dem seltsamen Mann. „Schmerzen die Schläge denn immer noch?“, fragte er ihn.

Dieser antwortete: „Ich weine ja schon lange nicht mehr über die Schmerzen, die ich habe. Ich weine deinetwegen.“

Verwundert wollte Harun wissen: „Meinetwegen?“

„Ja“, erklärte Bahloul. „Höre: Ich bin nur wenige Augenblicke auf diesem Thron gesessen und du siehst, wie es mir ergeht. Wie viel schlimmer wird eines Tages dein Schicksal sein, da du so viele Jahre darauf verbringst!“

Harun musste nach diesen Worten lachen und nachdenken zugleich.

Es ist die Kunst der wahren Narren, einem Mächtigen zu Lachen und zu Erkenntnis zu verhelfen. Der Kalif beschloss, diesen eigenartigen Menschen bei sich zu behalten. Auf diese Weise wurde Bahloul sein Narr und Diener.

In jungen Jahren, als er noch nicht lange herrschte und lange bevor Harun al Rashid der berühmte Kalif wurde, der er heute ist, war er darauf aus, seinen Einfluss zu erweitern. Deshalb führte er zahlreiche kleine Kriege, focht mancherlei Kampf

aus und schlug Schlachten, um sein Reich hier und dort ein wenig zu vergrößern.

Es wird erzählt, dass er einmal mit seinem Gefolge am Rande einer Wüste lagerte. Nach einem langen Tag voller Kampf und Blutvergießen kehrte er staubig und durstig zu seinem Zelt zurück. Dort erwartete ihn Bahloul mit einem kleinen Krug kühlen Wassers. Der Herrscher trank ihn in einem Zug aus.

Sein Diener reichte ihm einen zweiten Krug mit den Worten: „Darf ich dich etwas fragen?“ „Gewiss“, antwortete der Kalif.

Bahloul sprach: „Wenn wir beide uns in der Wüste verirrt, einen ganzen Tag lang keinen Schluck getrunken hätten und ich wüsste einen Weg, einen solchen Krug Wassers, wie du ihn eben genossen hast, für dich zu beschaffen und dich dadurch vor dem qualvollen Verdursten zu bewahren – was würdest du mir zum Dank dafür geben?“

Da musste Harun nicht lange nachdenken: „Wenn du mir auf diese Weise das Leben gerettet hättest, würde ich dir dafür mein halbes Reich schenken.“

Die beiden gingen ins Zelt, setzten sich auf Kissen, aßen, tranken Tee und unterhielten sich. Dann bereitete Bahloul noch mehr Minztee und sie unterhielten sich noch eine Weile. Das ging so, bis sie irgendwann ein Bedürfnis überkam, das sie hinaus in die Wüste gehen ließ. Hinter einer Düne standen die beiden im Licht des Mondes und der Sterne nebeneinander, wie es Männer zuweilen tun, und wurden los, was sie nicht mehr brauchten.

„Harun, darf ich dich etwas fragen?“, begann Bahloul.

„Frag nur!“, antwortete Harun.

„Stell dir vor, du hättest eine Krankheit, die es dir unmöglich macht, Wasser zu lassen, so wie wir es hier tun. Du wärst davon bedroht, einen elenden, schmerzhaften Tod zu sterben. Ich aber, ich würde ein Kraut kennen, das dich heilen kann. Was würdest du mir für eine solche Rettung geben?“

„Wenn du mir einen so schmachvollen Tod erspart hättest, würde ich dir mein halbes Reich dafür geben!“

Der Diener nickte nachdenklich. Dann kehrten die beiden schweigend ins Zelt des Herrschers zurück.

Da sprach Bahloul: „Harun, für einen Krug Wasser und für die Möglichkeit, ebendieses Wasser auch wieder loszuwerden, würdest du dein ganzes Reich hergeben. Dafür, dass ebendieses Reich ein wenig größer wird, bist du bereit, morgen abermals das Blut so vieler tapferer Männer zu vergießen? Das Leben so vieler Männer zu beenden, die noch Jahre vor sich und viel Liebe zu verschenken hätten?“

Es wird erzählt, dass Harun al Rashid die ganze Nacht über die Worte seines weisen Narren grübelte. Es wird berichtet, er sei am nächsten Morgen nicht in die Schlacht gezogen, sondern habe den Frieden verhandelt. Und es heißt, dass er erst nach dieser Nacht zu dem weisen Kalifen geworden ist, über den wir noch heute Geschichten erzählen.

Frau Wolle/Illustration Almuth Mota

Die alte Frau und der Tod

Es war einmal eine alte Frau, die lebte ein wenig abseits vom Dorf ein behagliches Leben. Sie aß gut, trank gut und ging einmal in der Woche hinunter ins Dorf, um sich zu unterhalten und den neuesten Klatsch und Tratsch zu erfahren.

Eines Morgens pochte es dröhnend an ihre Tür. Sie öffnete und schaute erstaunt.

„Was willst du denn hier?“, fragte sie. „Ich habe dich nicht gerufen.“

„Das macht nichts“, antwortete der Tod. „Komm mit.“

„Hmm“, sagte die Alte. Sie lächelte so vertrauenerweckend, als könnte sie kein Wässerchen krümmen und kein Härchen trüben.

„Wenn es sein soll, dann will ich schon mitkommen, aber du wirst verstehen, da du einfach so unangemeldet daherkommst, dass ich noch einige Kleinigkeiten zu erledigen habe, bevor ich mit dir in dein Reich gehe. Ich habe wirklich lange gelebt. Da ist freilich das eine oder andere noch nicht fertig und es wäre nicht recht, mich aus dem Staub zu machen, bevor ich das erledigt habe. Wenn du morgen kommst, will ich alles bereit haben.“

Bei dieser langen Rede war es dem Tod schon quälend ungeduldig zumute geworden.

„Also gut“, sagte er, „bring die paar Dinge zu Ende. Einen Tag will ich dir schenken.“ Damit wollte er weiter, aber die Alte hielt ihn zurück.

„Hör mal, in meinem hohen Alter bin ich schon ein wenig vergesslich geworden. Kannst du mir bitte aufschreiben, wann du kommst, bloß damit ich es nicht vergesse und auch beizeiten bereitstehe?“

Seufzend griff der Tod mit seiner hageren Hand nach einem Stück Kreide und schrieb mit sauberen, abgezirkelten Buchstaben an die Tür der Hütte: morgen.

Dann ging er seiner Wege.

Die Alte tat, wie sie jeden Tag zu tun pflegte.

Es wurde dunkel, es wurde hell.

Es klopfte an die Tür: „Bamm, bamm, bamm.“ Drei harte Schläge.

„Was willst du denn hier?“, keifte die Alte, als sie dem Tod gegenüberstand.

„Werd nicht frech!“, knurrte dieser und richtete sich zu übermenschlicher Größe auf. „Wir haben, wie du wissen solltest, vereinbart, dass du heute ohne Widerspruch mit mir mitgehst.“

„Heute? Mein Lieber, du scheinst vergesslicher zu sein als ich. Aber zum Glück haben wir es ja schriftlich“, und sie zeigte auf ihre Tür.

Der Knochenmann schaute, las und machte sich verlegen davon.

Es wurde dunkel, es wurde hell.

Als das Pochen an der Tür ertönte, ließ sich die Alte mit dem Öffnen Zeit.

„Nun“, sprach sie dann, geduldig wie mit einem Kranken, „was willst du denn heute schon wieder? Ich habe dir doch gestern schon gesagt, dass du morgen kommen sollst.“

Dagegen wusste der Tod nichts zu erwidern. Er gab es auf und ging seiner Wege.

So geschah es von nun an jeden Tag und wenn keiner der beiden genug davon bekommen hat, geschieht es so noch heute.

Margarete Wenzel

Die vorliegende Geschichtensammlung ist im Rahmen unseres Projekts „Gutes Leben“ entstanden. Mit diesem Projekt liefern wir teilnehmenden Familien jedes Jahr per App oder „Gutes-Leben-Mailversand“ kostenlos 6 Themenschwerpunkte nach Hause. Die darin enthaltenen Anregungen und Aktionsvorschläge dienen einzig und allein dazu, das Familienleben zu bereichern, und da gehören gute Geschichten eindeutig dazu!

Quellennachweis:

„Der Rabe und die Maus“, „Die Hamsterhöhle“ aus: Erwin Moser – *Wunderbare Gute-Nacht-Geschichten* ©2016 Verlag Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel; „Das Bett im Baum“ aus: Erwin Moser – *Von sagenhaften Katzen und tollkühnen Bären* ©2014 Verlag Beltz & Gelberg; „Die Riesenschnecke“ aus: Erwin Moser – *Fantastische Gute-Nacht-Geschichten* ©2011 Verlag Beltz & Gelberg. Seit 2014 gibt es in Gols das Erwin Moser Museum: www.erwinmoser.at; „Serafina, das Wunderkind oder Kabuddel-Kabimm“ von Hubert Flattinger, aus: *Tiroler Vorlesebuch*, HAYMON Verlag. Vom Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien zur Verfügung gestellt: aus König Lichterloh: „Die beiden Nachbarinnen“, „Der junge Alte“, „Der größte Schatz“, „Ein Krug Wasser“ erzählt von Frau Wollé, illustriert von Almuth Mota; aus: *Das Geschenk der zwölf Monate*: „Warum Gott die Zwetschgen ...“, „Von der alten Frau ...“, „Da lachte die Fee“: von Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann, Illustration Agnes Ofner; aus *Tiroler Sagen*: „Die heilige Notburga“, „Die Geisterkirche im Achensee“, „Die Opferkerze von Lavant“ und aus *Wiener Sagen*: „Die Speckseite im Roten Turm“ erzählt von Brigitte Weninger mit Bildern von Jakob Kirchmayr; aus: *Neue Geschichten von Jana*: „Kaugummikopf“, „Das Gewinner-Ei“ von Sarah Michaela Orlovský; aus: *Es war 1001 Mal*: „Unsere Sonne“, „Der Geist der Erde“, „Die alte Frau und der Tod“ von Margarete Wenzel/Anita Ortner. Die Seitenangaben unterhalb des jeweiligen Buchcovers beziehen sich auf unsere Broschüre. Sie zeigen an, welche Geschichte aus welchem Buch entnommen wurde.



S. 28/33–37



S. 24/26/30



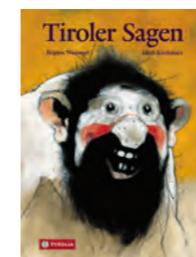
S. 7



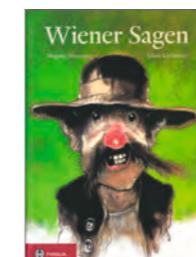
S. 3



S. 5/6



S. 20–22



S. 23



S. 14–19



S. 12



S. 25/32/38

Wir danken unseren
Projektpartnern in Tirol:



SWAROVSKI

Tiroler Tageszeitung



Projektpartner **Wien**: www.meinefamilie.at, Kath. Aktion Wien, Umweltbüro der Erzdiözese Wien, Land Niederösterreich – Referat Generationen, Kath. Arbeitnehmer/innenbewegung
Projektpartner **Steiermark**: Diözese Graz-Seckau: Familienreferat, Katholisches Bildungswerk, Welthaus, AK Nachhaltigkeit, Referat für Elementarpädagogik
Projektpartner **Niederösterreich**: EVN, Fachstelle Beziehung-Ehe-Familie, Kath. Bildungswerk der Diözese St. Pölten, Land Niederösterreich – Referat Generationen, Pfarrgemeinderat
Projektpartner **Oberösterreich**: Familienreferat Land Oberösterreich

Impressum: Kath. Familienverband Tirol, Riedgasse 9, 6020 Innsbruck; Illustrationen: Almuth Mota: Ranken S. 24/25, 32/33, 34/35; Margit Weiß: S. 20/21, Irmgard Jeserick: S.22

